Mutter sorg‘ dich nicht. Hier ist alles in Ordnung.

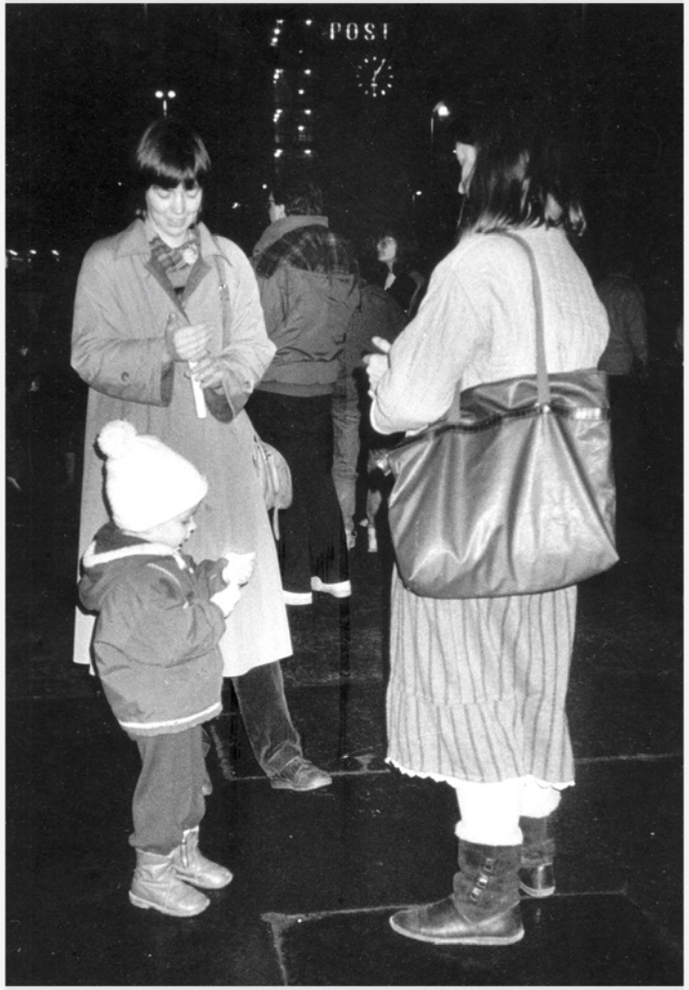
Alltägliches aus 1989

Mutter sorg’ dich nicht.
Hier ist alles in Ordnung.

Alltägliches aus 1989

Diese Dokumentation wurde im Rahmen des gleichnamigen Projektes erstellt.

Dieses Projekt ist eine Initiative der Sächsischen Staatsregierung und des Soziokulturellen Zentrums Frauenkultur e.V. Leipzig / 2009



Mit Beginn der Montagsdemonstrationen waren von Anfang an brennende Kerzen dabei, als Symbol für friedlichen Widerstand und Gewaltlosigkeit. Lichter-Demo, 18. Dezember 1989

Fotografie: Sigrid Schmidt

Inhaltsverzeichnis Seite

Vorwort Frauenkultur e.V. Leipzig 05

Grußwort der Schirmherrin 07
Dr. Eva-Maria Stange,
Sächsische Staatsministerin für
Wissenschaft und Kunst (2006 - 2009)

Lebenszusammenhang der DDR-Mädchen 09
und –Frauen zum Zeitpunkt der „Wende"
Uta Schlegel, Soziologin

Isolde Alicke 14
1989: Fotolaborantin

Gisa Bauer 16
1989: Theologiestudentin

Heike Dornblut 23
1989: Schülerin

Angelika Fischer 24
1989: Stenotypistin im KBI-Leipzig

Christa Gottschalk 25
1989: Schauspielerin am Leipziger Schauspielhaus

Elke Jäpelt 31
Milchhof Leipzig, Absatzabteilung

Monika Lazar 34
1989: Studentin an der Handelshochschule Leipzig

Eva Lehmann-Lilienthal 39
1989: Philosophin, Zentralhaus für Kulturarbeit

Erika Matern 42
1989: Sachbearbeiterin als Zivilbeschäftigte bei der NVA

Edda Minkus 43
1989: Projektierungsingenieurin

Seite

Roselies Pollter 45
1989: Leiterin der Kinderkrippe in Holzhausen

Susanne Scharff 50
1989: Lehrerin

Dr. Uta Schlegel 53
1989: Soziologin, Zentralinstitut für Jugendforschung

Sigrid Schmidt 59
1989: freiberufliche Fotografin

Renate Rietzke 64
1989: Ärztin an der Poliklinik Schwerin West

Susanne Wagner 65
1989: Studentin, Pädagogik Deutsch/Englisch

Ruth Weichsel 78
1989: Ökonomin am Institut für Marktforschung

Annette Wolf 80
1989: Krankenschwester

Gabriele Ziener 85
1989: Diplom-Pharmazie-Ingenieurin

Leipzig 1989 91
Eine kleine Chronologie

Frauenkultur e.V. Leipzig 92
Soziokulturelles Zentrum

Impressum 92

Vorwort

Der friedliche Gesellschaftsumbruch im Herbst 1989, der von der DDR-Bevölkerung initiiert und getragen wurde, ist historisch gesehen eine der wenigen gewaltfreien Staatsänderungen der Weltgeschichte. Dass von Leipzig die entscheidenden Impulse ausgingen, war eine Folge der sehr engagierten Bürgerinnen- und Bürgerbewegungen in dieser Stadt, einer Leipziger Kirche, die sich für oppositionelle Gruppen öffnete und eine Folge des Verhaltens der Leipziger Bevölkerung besonders in den Oktobertagen von ’89.

Leipzig – die Stadt der Heldinnen und Helden? Unsere Geschichte wird von Menschen gemacht. Die Besonderheit und Einmaligkeit einer jeden Situation bedingt, dass eine Entscheidung, ein Reagieren in bestimmten Momenten eine Kettenreaktion auslösen kann. Trotz aller Warnungen und der Möglichkeit des Schießbefehles versammelten sich am 2. und 9. Oktober Leipziger Frauen und Männer in der Innenstadt, um für Freiheit und Demokratische Rechte zu demonstrieren. So verschieden ihre Motivation, dies zu tun, auch gewesen sein mag – ihre Entscheidung war immer eine couragierte, war immer eine gegen die eigene Angst.

Das Erleben einer völlig unbekannten, einer tiefsten Verbundenheit unter den Menschen und das Spüren einer unendlichen Kraft, die sie gemeinsam haben und haben können – bestimmt deutlich die Erinnerung der Befragten an diese Zeit. Wie bedeutsam und eindrücklich die Ereignisse waren und sind, spiegelt sich heute, 20 Jahre später, in allen Gesprächen und Erzählungen über diese Zeit wider: Voller Emotionen, konkret, bis in winzige Details hinein, berührend und authentisch. Individuelle Geschichten und Biografien werden sichtbar und (be-)greifbar.

Das Projekt „Mutter sorg’ dich nicht. Hier ist alles in Ordnung.“ reflektiert besonders weibliche Sichtweisen. Frauen aus verschiedenen Berufen und Generationen wurden zu alltäglichen Erlebnissen in dieser Zeit befragt. Alle Interviews waren offene erzählende Gesprächsinterviews. Um den authentischen Charakter zu erhalten, wurde bei allen Texten der Original-Ton verwendet.

Dieses Projekt ist eine Initiative der Sächsischen Staatsregierung und des Soziokulturellen Zentrums Frauenkultur e.V. Leipzig. Gefördert aus Mitteln des Freistaates Sachsen, durch die Sächsische Aufbaubank, die Sparkasse Leipzig und durch das Kulturamt Leipzig.

20 JAHRE FRIEDLICHE REVOLUTION UND DEUTSCHE EINHEIT

Freistaat Sachsen
Staatsregierung

Sparkasse Leipzig

SAB

Grußwort

Dr. Eva-Maria Stange
Sächsische Staatsministerin für Wissenschaft und Kunst (2006 -2009)
Schirmherrin der Ausstellung „Alltägliches aus 1989"
im Rahmen des Projektes „Mutter sorg Dich nicht. Hier ist alles in Ordnung."

Demonstrationen mit Kerzen, Parteigründungen, Runde Tische...
Wenn wir heute an das Jahr 1989 denken, fallen uns zuerst die großen, immer wieder wundersamen Veränderungen ein, die Männer und Frauen in der DDR bewirkten, indem sie „aus ihren Rollen heraustraten" und Dinge unternahmen, für die es keine Vorbilder, keine Muster gab. Schritt für Schritt wurde ein brüchig gewordenes Regime zum Einsturz gebracht, der Aufbruch in Neuland gewagt und eine offene Welt mit Inhalten gefüllt. Im Nachhinein erscheinen uns diese Wochen und Monate zwischen „Heldenstadt" und Volkskammerwahlen geradezu als „die Zeit, da das Wünschen noch geholfen hat."

An den Veränderungen vor zwanzig Jahren haben Frauen ebenso teilgenommen wie Männer, keine Frage. Allmählich schoben sich bei einigen der beteiligten Frauen andere Aspekte in den Vordergrund, etwa feministische Themen wie die Verdrängung der Frauen aus dem Arbeitsprozess, die Einschränkung der Kinderbetreuung u. v. m.

Gleichzeitig zu den Umwälzungen mit ihrer schwindelerregenden scheinbaren Leichtigkeit lief auch im Herbst 1989 in der DDR der Alltag weiter. Einkaufen, Behördengänge, Schulprobleme der Kinder und viele andere Sorgen traten zwar hinter den weltpolitischen Ereignissen zurück, mussten aber Tag für Tag bewältigt werden. Mit dieser Seite des so besonderen Jahres 1989 befasst sich das Vorhaben des Frauenkultur e. V. Leipzig. Gerade die Frauen, die zumeist den Löwenanteil der Alltagslasten zu tragen haben, werden hier aus dem Schatten der Geschichte hervorgerufen, um ihre Erfahrungen mitzuteilen, um sie mit den Leserinnen und Lesern dieser Publikation und dem Publikum der Ausstellung zu teilen.

Was die Frauen und Männer auf die Straße getrieben hatte, waren ja keine theoretischen Ideale, keine Suche nach Abenteuern. Sondern letztlich ging es darum, das wirkliche Leben nachhaltig zu verbessern. Und dazu gehören Meinungs- und Reisefreiheit ebenso wie die aufwendige Beschaffung simpelster Alltagsdinge. Spannend ist gerade die Verbindung der sogenannten großen mit der kleinen Welt. Hier findet sich der Stoff, aus dem Helden gemacht werden. Und Heldinnen. Hier sind spannende Geschichten zu erwarten, von Menschen aus Fleisch und Blut. Das Revolutionäre muss im Kleinen anfangen, damit es menschlich bleibt.

Viele Frauen, die damals aktiv waren, sind zu Vorbildern für Zivilcourage geworden, manche haben ihr Leben umgekrempelt, einige sind in die Politik gegangen oder haben anderswo Verantwortung übernommen. Aber Heldinnen nennen sollte man auch diejenigen, die damals wie heute kein großes Aufhebens gemacht haben von ihrem Tun. Ja, auch diejenigen, die abseits der großen Demonstrationszüge dafür gesorgt haben, dass das Leben weitergeht, sich um Alte und Kinder gekümmert haben. Von ihnen sei zu hören und zu lesen, insbesondere aus weiblicher Sicht. Denn die Wahrheit ist konkret und hat viele Facetten, die es verdienen, dass wir uns an sie erinnern.

Dr. Eva-Maria Stange
Dresden, August 2009

Lebenszusammenhang der DDR-Mädchen und –Frauen zum Zeitpunkt der „Wende"

Uta Schlegel (Leipzig / Wittenberg)
Zur Eröffnung der Ausstellung „Alltägliches aus 1989" am 12.09.2009 in der Frauenkultur Leipzig im Rahmen des Projekts „Mutter sorg' dich nicht. Hier ist alles in Ordnung."

Ich werde im Folgenden in der gebotenen Kürze – nämlich in 14 Aussagen – umreißen, in welcher Situation sich Mädchen und Frauen im Herbst 1989 befanden. Selbstverständlich stellen die 14 Aussagen über die DDR-Frauen eine hohe Verallgemeinerung dar, weil sich ihre Lebenslagen, biografischen Muster, Wertorientierungen teilweise deutlich unterschieden haben nach Alter, Bildungsstand, Stadt – Land usw. Nur auf diesem Hintergrund werden die tiefgreifenden Veränderungen seitdem deutlich. Sie werden diese – nach Ihren Erfahrungen der letzten 20 Jahre – selbst implizit bei jeder Aussage ableiten können, ohne dass ich das explizit ausführe.

Typisch für den Lebenszusammenhang der DDR-Frauen (und zwar seit Anfang der 70er Jahre) waren ganz mehrheitlich folgende Lebensumstände:

1.
In Schul-/Berufs- und Hochschulausbildung nivellierten sich deutlich traditionelle Geschlechtsunterschiede (z.B. nach Berufsspektrum, Geschlechteranteilen im Hochschulzugang). Mädchen/junge Frauen schlossen diese Ausbildungen in „regulären" Zeiten ab und hatten dabei und in ihrer späteren Berufsbiografie direkte Übergänge (Statuspassagen) – einschließlich von Ausbildung/Studium in den Arbeitsmarkt und nach der Geburt von Kindern. Solche Kontinuität bedurfte nur eines Minimums an regionaler Mobilität.

2.
Ihre Erwerbsarbeit übten sie in qualifizierten (erlernten, studierten) Berufen aus mit vergleichsweise breiterem Berufsspektrum (einschl. geschlechterparitätischem Hochschulzugang seit den 1970er Jahren – in der BRD übrigens erst seit 2002).

3.
Sie standen über die Lebensspanne in kontinuierlicher Berufsarbeit – ganz mehrheitlich in Vollzeit und ganz überwiegend in unbefristeten Arbeitsrechtsverhältnissen mit sehr langen Betriebs- / Kombinats- / Institutszugehörigkeiten und in aller Regel mit beruflichem Aufstieg innerhalb dieser.

4.
Frauen verfügten über gesellschaftliche Rahmenbedingungen einer synchronen Vereinbarung von Beruf und Familie/Kindern. Dies schloss „Selbstverständlichkeiten" im Arbeitsumfeld und im gesellschaftlichen Klima

für „Vereinbarung" und berufliches Fortkommen ein – wie etwa: Abstimmung der Arbeitszeit auf Öffnungszeit der Kindereinrichtungen und umgekehrt, alle Formen der Weiterbildung/Qualifizierung (neben/in Erwerbsarbeit, für Alleinerziehende).

5.
Damit verfügten DDR-Frauen in ihrem gesamten Lebenslauf über ökonomische Selbstständigkeit (einschließlich steuer- und familienrechtlicher Flankierung), die relativ früh im Jugendalter erreicht wurde.

6.
Typisch waren eine vergleichsweise frühe Eheschließung und die Geburt des ersten Kindes (im 22./23. Lebensjahr; Mehrzahl aller Geburten zwischen dem 20. und 25. Lebensjahr) ohne Familienpause (das meint: reduziert auf die gesetzliche Freistellung); eine eher spektakuläre Ausnahme war das Modell der Spätgebärenden über 30 Jahre).

7.
Die Frau hatte die Möglichkeit des ausschließlich selbstbestimmten Schwangerschaftsabbruchs.

8.
In den Familien/Lebensgemeinschaften wurden eine tendenziell gleichberechtigte Partnerschaft und häusliche Arbeitsteilung praktiziert (einschließlich hoher Akzeptanz weiblicher Erwerbsarbeit durch den Partner).

9.
Frauen wie Männer akzeptierten und nutzten in hohem Maße außerhäusliche Kinderbetreuung; in den 1970er/1980er Jahren gab es eine bedarfsgerechte Anzahl an staatlichen oder betrieblichen Kindereinrichtungen und an Schulhorten mit Mittagsversorgung.

10.
Schon seit den Anfangsjahren der DDR leiteten die Frauen ihr Selbstverständnis und -bewusstsein von sich selbst und von ihren eigenen Leistungen ab, nicht mehr vom beruflichen oder gesellschaftlichen Status der Ehemänner.

11.
Die Ehe war – im Unterschied zu heute – eine dezidiert unökonomische Institution (auf dem Hintergrund ohnehin „flacher" Vermögensverhältnisse, zum Beispiel gab es kaum Wohneigentum oder Familienunternehmen); Ehegattenunterhalt oder gegenseitige Rentenansprüche bei Scheidung, Status der Getrenntlebenden waren „Fremdwörter".

12.
Die kulturellen Muster der Hausfrau und der Hausfrauenehe wurden in der DDR nicht mehr gelebt, galten als historisch überholt und waren auch eher verpönt.

13.
Frauen zeigten – angesichts der Fokussierung der Ehe auf die Beziehungsqualität und angesichts ihrer mangelnden finanziellen Bedeutung – eine relativ hohe Scheidungsneigung, zumal Scheidung leicht realisierbar war und nicht (auch nicht mit Kindern) an den Rand der Gesellschaft führte.

14.
Es gab einen international vergleichsweise hohen Anteil allein erziehender (geschiedener, unverheirateter) Mütter. Sehr hohe gesellschaftliche Akzeptanz fand nicht nur, dass Mütter im Allgemeinen voll erwerbstätig waren, sondern auch die Lebensform der allein erziehenden (erwerbstätigen) Frau mit Kind(ern) – unabhängig von ihrem juristischen Familienstand (ledig, geschieden, Lebensgemeinschaft).

Insgesamt:
Das ganz überwiegend gelebte Lebensmuster der DDR-Frauen war charakterisiert von einer „ökonomischen und reproduktiven Autonomie" – womit verschiedene selbstständigkeitszentrierte Pattern gemeint sind wie die ökonomische Unabhängigkeit über die Lebensspanne oder die (auch vom Mann unabhängige) selbstbestimmte Entscheidung für ein Kind. Demgegenüber sollen als Einschränkungen in der Gleichstellung der Geschlechter in der DDR folgende drei genannt werden:

a)
Die vorgenannten Gleichstellungsfortschritte waren von den Frauen nicht selbst erstritten, weil sie – wie auch andere Politikfelder – vom Staat DDR auf paternalistische Weise realisiert worden waren, d. h. von oben nach unten: Frauen waren im Kern Objekt von Politik; als Subjekte / Akteurinnen bezüglich politischer Strategien, Maßnahmen und Entscheidungen im Wesentlichen ausgeschlossen (große Ausnahme: das Familiengesetz 1965). Das stellt einerseits historisch bedeutsame Fortschritte (wie z. B. das Gesetz über den selbstbestimmten Schwangerschaftsabbruch) keineswegs in Frage, konnte andererseits aber – da sie nicht selbst erkämpft waren – nicht folgenlos bleiben für die Art deren Nutzung und später (nach der deutschen Vereinigung) für weitgehend ausbleibende effektive Aktionen zu deren Verteidigung sowie teilweise bis heute für die (kollektive) Artikulierung und politische Durchsetzung weiblicher Interessen.

b)
Es gab in der DDR keinen öffentlichen gesellschaftlichen Diskurs über die Geschlechterverhältnisse – bedingt nicht nur durch die totalitären DDR-Verhältnisse einschließlich einer fehlenden politischen Kultur, sondern auch getragen von einer verbreiteten Würdigung der Anstrengungen und Leistungen des Staates zur Förderung der weiblichen Erwerbsarbeit und zur strukturellen Entlastung der Familien.

c)
Insbesondere letzteres hat – im Kontext des weitgehenden Fehlens evidenter Frauendiskriminierung (wie Pornographie, Gewalt gegen Frauen, sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz) – dazu geführt, dass die DDR-Frauen selbst subtile Diskriminierungsmechanismen qua Geschlecht nicht oder kaum wahrgenommen und thematisiert haben, schlicht dafür nicht sensibilisiert waren.

Nur auf diesem Hintergrund ist nachvollziehbar, wieso DDR-Frauen – nachdem die o. a. verkürzte Gleichstellungsstrategie des Staates erreicht und Mitte der 70er Jahre offiziell die Gleichberechtigung der Frau gesellschaftlich gelöst war – die von nun an deklaratorische Verweisung/Reduzierung (durchaus struktureller) weiblicher Konflikte in der Alltagsbewältigung auf die individuelle Ebene mehrheitlich internalisiert haben.

Die Blindheit gegenüber eigener struktureller Benachteiligung qua Geschlecht und die fehlende Frauenbewegung haben übrigens dazu geführt, dass DDR-Frauen eine große Distanz zum Feminismus und eine weitgehend ausbleibende Solidarisierung untereinander zeigten – teilweise mit deutlichen Auswirkungen bis heute.

Zusammenfassend:
Trotz dieser letztgenannten drei Einschränkungen ist mittlerweile wissenschaftlich wie politisch unstrittig, dass die Geschlechterverhältnisse und die gesellschaftliche Stellung der Frau in der DDR gegenüber der BRD durch einen klaren Modernisierungsvorsprung charakterisiert waren – konträr zu anderen Gesellschaftsbereichen.

Und: Die Transformation in den ostdeutschen Bundesländern – also die strukturellen und individuellen Veränderungen seit der deutsch-deutschen Vereinigung – verlief durchaus nicht geschlechtsneutral.

Beispielhaft sollen hier nur drei genannt werden:

Bespiel 1
Ihren nach wie vor mehrheitlich sogenannten „doppelten" Lebensentwurf realisieren ostdeutsche Frauen heute unter viel größeren Schwierigkeiten. Beispielsweise erfüllen sich insbesondere hochgebildete Frauen ihren nach wie vor existierenden Kinderwunsch viel später – wenn überhaupt; umgekehrt haben wir mehr sog. Teenagermütter – teilweise als subjektive Alternative zur leistungsorientierten beruflichen Entwicklung.

Beispiel 2
Frauen sind gegenüber Männern deutlich benachteiligt bei den Übergängen in beruflichen und privaten Lebensabschnitten (sogenannten Status-Passagen), die ja deutlich häufiger geworden sind beispielsweise durch die

Befristung von Arbeitsverhältnissen: z. B. vom Diplom in den Arbeitsmarkt, aus der Arbeitslosigkeit und nach der Geburt von Kindern zurück in den Arbeitsmarkt.

Beispiel 3
Arbeitslosigkeit bewältigen Frauen und Männer geschlechtsdifferent. Besonders hochgebildete ältere Frauen finden beispielsweise einen Ersatz für verwehrte Erwerbstätigkeit im ehrenamtlichen Engagement.
Ihr Modernisierungsvorsprung aus der DDR und die geschlechtstypischen Benachteiligungen seit der deutsch-deutschen Vereinigung haben unter den ostdeutschen Frauen allerdings nicht zu einem verstärkten speziell frauenpolitischen Engagement geführt – im wesentlichen begründet in den drei o.g. „Defiziten" aus der DDR.

Isolde Alicke

1989: 39 Jahre, geschieden, 1 Sohn, Fotolaborantin

Ich bin eine Allround-Frau.

Ich gehörte zu den „Lila Ladies von Mockau". Die „Lila Ladies" haben sich aus der evangelischen Kirchgemeinde heraus gebildet. Das war ungefähr im Frühjahr '89. Wir haben gesagt: Der letzte Versuch. Wir waren etwa 14 Frauen, alleinerziehend, verheiratet oder wie ich geschieden. Eine junge Studentin, die später Pfarrerin geworden ist, las später in ihrer Stasi-Akte: Der Charakter der „Lila Ladies" ist bis jetzt noch nicht erkennbar. Wir haben uns ja über Tod und Teufel unterhalten. Wir trafen uns einmal im Monat, aber außerhalb der Kirche, in einer Wohnung. Es war also nicht unter dem Dach der Kirche, aber wir waren alle Christinnen.

Wir haben schon überlegt, was wir tun können. Daraus entstand die Idee, dass wir eine Eingabe an Margot Honecker schicken. Wir gestalteten ein Plakat und schickten dieses dann als Rolle mit allen Unterschriften weg. Wir wollten unbedingt, dass Friedenskunde statt des Wehrkunde-Unterrichts in den Schulen eingeführt wird. Wir dachten, dass sich Frau Honecker, die Bildungsministerin der DDR, bei uns melden wird. Wir hatten gehofft, dass eine Resonanz kam. Die kam aber nicht. Dieser Brief ist abgefangen worden. Der liegt nun in den Annalen.

Ich habe zeitig beim Neuen Forum mitgemacht.

Ich bin ein sehr bodenständiger Mensch. In Leipzig entwickelte sich etwas, man spürte ein bisschen die Freiheit. Aber im Sommer, als das noch so verknöchert war, da hatte ich nicht viel Hoffnung. Da war eher die Angst da, dass uns die Leute davon gehen. Zu der Zeit war es als Christin mein eigener Wunsch und Wille, hier in Leipzig etwas zu bewegen. 1989 habe ich seit 15 Jahren im Fotolabor in einem Institut in Mockau/Eutritzsch gearbeitet. Der Fotograf des Instituts, mit dem ich zusammen gearbeitet habe, war im Neuen Forum dabei. Er sprach mich an, erzählte von Leuten, die das Neue Forum gründen wollten. Er hat das Interesse bei mir geweckt, so dass ich zeitig beim Neuen Forum mitmachte. Das war Ende September '89 – es war also noch nicht zugelassen. Da ging ich also mit Unterschriftenlisten los und sprach Leute an, bei denen ich dachte, ich kann ihnen vertrauen. Das war auch ein bisschen lustig. Ich fuhr bei strömendem Regen mit meinem Fahrrad in die Zweinaundorfer Straße zu seiner Wohnung. Bin ganz leise die Treppen hoch geschlichen und habe bei ihm geklingelt. Ich flüsterte, dass ich ihm die

Unterschriftenlisten bringe. Da meinte er ganz laut, dass ich gar nicht so leise reden muss, denn sein Gegenüber überwacht ihn schon seit Jahren.
In dem Moment war mir klar, dass ich es meinem Sohn sagen muss, für den Fall, dass ich irgendwann *verschwinde*. Denn ich wollte dabei bleiben. Er war damals knapp 15 Jahre alt und es war mir wichtig, dass wenn ich mal bei der Staatssicherheit lande, dass er dann weiß, warum. Er reagierte sehr gut. Wir hatten von Anfang an ein sehr gutes Verhältnis. Er hat für das Neue Forum, als es dann zugelassen war, auf dem Markt noch Sachen verkauft.

Ich dachte, dass wir hier etwas verändern können und dass wir alle Chancen dazu haben. Dieser Gedanke ist im Nachhinein vielleicht naiv gewesen, aber wir haben ja nicht gewusst, wie weit unser Land an mancher Stelle schon auf den Abgrund zugesteuert war. Es passierte damals ja so viel. Das war eine Aufbruchsstimmung. Das rieselt einem heute noch den Körper runter, wenn man daran denkt, was plötzlich alles möglich war. Das bewegt mich sehr stark, wenn ich überlege, mit welchen Gedanken und Hoffnungen wir da los gegangen sind.

Die schwammen quasi im Untergrund mit.

Das Fotolabor war natürlich für uns im Neuen Forum sehr wichtig, denn wir brauchten ja Flugblätter. Flugblätter lassen sich mit den richtigen Leuten gut herstellen. Es kam jemand früh um halb 7, vor Beginn der Arbeit, und brachte uns die Kopien von Kopien, die in der Nacht hergestellt wurden. Ich hatte ein riesengroßes Dokumentationsgerät – da stellte ich ganz schnell einen Film her. Dann konnte er die ‚Originale' wieder mitnehmen. Dann bin ich in die Dunkelkammer, habe das schnell entwickelt, fixiert, die ersten Rohauszüge gemacht. So dass wir wenigstens schon was in der Hand hatten. Das tat ich den ganzen Oktober über, und die Flugblätter wurden in die normalen Fotoarbeiten, die wir machten, mit untergestreut. Die schwammen quasi im Untergrund mit. Ich verteilte sie dann auch auf dem Markt bei den Montagsdemos.

Als plötzlich die Wiedervereinigung im Vordergrund stand und sich andere Leute vor die Demos spannten, konnte ich nicht mehr gehen. Die Wiedervereinigung, das war die Nicht-Aufgeklärtheit der Masse, die mitgegangen ist und sich selbst nie mit Politik beschäftigt hat. Wenn mehr Informationen in den Köpfen gewesen wären, wäre es nicht so schnell zu einer Vereinigung gekommen. Vielleicht hätte es eine Föderation gegeben. Die Masse hat sich mitziehen lassen, aber nicht gewusst, wohin. Es klang bloß alles rosa.

20 Jahre später.

Ich glaube nicht, dass die Menschen heute noch mal so eine Veränderung schaffen. Dafür geht es uns nicht schlecht genug. Was jetzt auf mich zukommt, weiß ich nicht. Vielleicht arbeite ich auch nur noch ehrenamtlich. Na und. Dann habe ich mehr Zeit für meine Mutti. Die ist im betreuten Wohnen. Ich

nehme mein Leben einfach so und sage mir, jeden Tag eine neue Chance. Gucken wir, was heute kommt. Mehr kann man sowieso nicht machen.

2009: Allroundfrau, aktiv in verschiedenen Initiativen

Gisa Bauer

1989: 19 Jahre; ledig, bis Mai Diätköchin in Waldenburg,
ab September Theologiestudentin in Leipzig

Das Abitur hatte ich nicht machen dürfen.
Mir fehlte das „sozialistische Engagement"

Das Abitur hatte ich nicht gemacht, nicht machen dürfen, weil ich nicht in der FDJ war. Ich komme aus einer christlichen Familie, wie man so schön sagt. Ich war Klassenbeste, hatte alles Einsen. Und bekam dann von unserem Direktor gesagt, dass das mit meinem fehlenden sozialistischen Engagement so nicht geht. Deshalb kein Abitur. Mir war aber schon zu diesem Zeitpunkt, etwa in der achten Klasse, klar, dass ich Theologie studieren wollte. Was mir als das Freieste erschien. Abgesehen davon, dass mir im Prinzip nichts anderes übrigblieb.

Die Diskussionskultur bei uns in der Familie war wirklich kritisch, was für mich auch sehr bestimmend war. Ich habe frühzeitig mitbekommen, dass meine Eltern unter Ulbricht in den fünfziger Jahren massiv verfolgt wurden. Meine Mutter hat als Pfarrerstochter eine echte Odyssee hinter sich. Gerade als '53 die jungen Gemeinden so von Staatsseite angefeindet worden sind. Von meinen Eltern habe ich mitbekommen, dass sie in diesem System auch Angst hatten, während ich immer das Gefühl hatte, dass man schon immer mal ein bisschen stacheln kann. Ich habe den Aufnäher *Schwerter zu Pflugscharen*, um den es dann so einen Rummel gab, gerne getragen, bis ich zum Direktor zitiert wurde und ihn abmachen musste. Ich hatte vielleicht ein bisschen Schiss. Aber ich hatte auch immer dieses: Ich tu hier was Verbotenes. Aber es ist ja schön, was Verbotenes zu machen. Es hat mir an irgendeinem Punkt auch ein bisschen Spaß gemacht.

Zuhause in Waldenburg haben wir immer die Tagesschau geschaut und waren dadurch informiert gewesen, was schon im Gange war. Da habe ich immer nur gedacht, dass das irre ist. Aber da hatte ich noch nicht so einen

direkten inneren Bezug dazu. Aber die Nachrichten, die mich wirklich erschreckt haben, waren z. B. die mit der Zerschlagung der Studentenrevolte in China auf dem Platz des Himmlischen Friedens.

Für meine Eltern war das sozusagen ein Trauma wie der 17. Juni '53. Das war so ganz einschneidend, von wegen, das passiert uns hier auch. Und richtige Angst, die hatte ich dann später auf den Demos.

Weggehen war für mich keine Option.

Ich hatte nicht das Gefühl, dass ich weg wollte. Ich fand die Entwicklungen viel zu interessant. Ich dachte: Ich bin hier in diesem System drin, und in diesem System werde ich auch leben. Ich habe die DDR schon als meine Heimat begriffen. Irgendwie bin ich da verwurzelt gewesen und überhaupt nicht auf die Idee gekommen, weg zu wollen. Weggehen war für mich keine Option. Im Frühjahr '89 hatte ich dann auch die Bestätigung, dass ich an dem Theologischen Seminar studieren könnte. Meine familiäre Verbindung war stark, ich wäre nicht ohne meine Eltern weggegangen. Unsere Familie ist schon eher idealistisch – im Sinne von christlich-idealistisch, humanitär. Für mich spielte eine große Rolle die geistige Freiheit, dann auch während der ganzen Ereignisse im Herbst '89. Und ich dachte, dass ich die auch im Studium habe. Da sind Leute, die ähnlich denken, man kann sich austauschen. Das ist nicht so überbordet mit dieser ganzen Staatsideologie. Das waren Gründe, dass ich gar nicht die Ambitionen hatte, wegzugehen.

Im September 1989 als Landpomeranze nach Leipzig –
in das Zentrum der Opposition

Mitte September – als das Studium anfing – zog ich in das Internat in der Seeburgstraße ein. Da bin ich mit meinem Kopfkissen unterm Arm und meinem Rucksack in der Hand in der großen Stadt Leipzig angekommen und dachte: Wow! Ich hatte bis auf Chemnitz kaum Großstädte gesehen. Vielleicht mal Berlin als Kind. Und so kam ich quasi als Landpomeranze in die Stadt. Am ersten Abend bekam ich schon die ersten Diskussionsrunden über Demos usw. mit. Ich bin quasi zufälligerweise in das Zentrum der Opposition hineingeraten, das gerade zu Beginn auch von Theologiestudenten getragen wurde bzw. sich alles unter dem Dach der Kirche wiederfand.

Anfang September waren ja schon die ersten Demos und einige meiner Kommilitonen waren bereits dabei gewesen. Ich kam an einem Samstag an, und wurde gleich am Montag zu meiner ersten Demo mitgeschleift. Ich lief mehr so in der Mitte oder im hinteren Teil mit. Ich wusste ja nicht, wo man in Leipzig hätte hinrennen können. Mir war alles vollkommen fremd. Ich wurde dann von irgendwelchen Leuten mitgezerrt, als die Bullen mit ihren Hunden rumliefen. Ich bin aber nie inhaftiert worden und hatte da großes Glück. Ich hätte ja auch niemandem sagen können, welche Namen ich kenne und von welchen Verbindungen ich weiß. (lacht)

Unter dem Dach der Kirche: Montagsgebet. Wir bleiben hier!
Die Nikolaikirche war – wenn ich dabei gewesen bin – immer voll. Am Anfang sind nach dem Montagsgebet nicht alle zu den Demos gegangen. Am Anfang wurde vom Pfarrer, entweder Magirius oder Führer, eine Einleitung, so ein kurzes Gebet, gesprochen und häufig sind Vertreter(-innen) von irgendwelchen Gruppen nach vorne gegangen und haben irgendetwas angekündigt. Also Umweltgruppen, die auf irgendetwas hinwiesen, später ganz viele Vertreter(-innen) von anderen Gruppen. Solche Sachen sind proklamiert worden wie: Keine Gewalt. Später wurden auch extra Flugblätter ausgegeben mit: Keine Gewalt. Das passierte schon *in* der Kirche. Es hieß immer wieder, wir wollen das ohne Gewalt lösen, wir wollen in Dialog treten. Das wurde immer wieder proklamiert. Es wurde z. B. ganz oft angesprochen, dass so viele Menschen unser Land verlassen und dass wir wollten, dass sie keinen Schaden nehmen. Auf der anderen Seite haben wir uns versammelt, um zu sagen: Wir bleiben hier! Das wurde ganz konkret benannt.

Wir wollen ganz und gar Mensch sein.
Ende September – da waren es schon über 10.000 Leute, die demonstrierten – kam ich mit zwei Kommilitonen von der Nikolaikirche in diesen Menschenstrom. Bevor es losging, standen wir und quatschten. Es war eine nette Stimmung. Und dann haben die Leute gesungen, Freiheit gerufen. Wir haben uns dann gegenseitig hochgehoben, um über die Menge zu schauen, um zu sehen, wie viele das sind.

Das berührt mich heute noch wahnsinnig. Ich saß auf den Schultern der andern, sah, wie viele Leute das sind, die riefen: Wir sind das Volk! Das hat mich wirklich umgehauen. Das hat mich so ergriffen, weil das wie aus einem Urgrund hoch kam. Wir wollen frei sein. Wir wollen nicht mehr diesen Zwang, diese Diktatur. Wir wollen das nicht mehr. Und irgendwie klang das für mich auch so wie: Wir sind Menschen. Wir wollen ganz und gar Mensch sein. Und ich bin dann von diesen Schultern runtergerutscht und habe da auf diesem Augustusplatz gehockt, habe geheult und gedacht, ich kann nicht mehr aufhören mit heulen. Und wenn ich heute daran denke, ist das eine Erinnerung, die so ganz zentral in mir drin ist. Dann habe ich das Empfinden, dass ich – was Menschen anbelangt oder Politik anbelangt – irgendwie nie so ganz und gar resigniere; dass es Veränderungen geben kann.

Ich denke immer, dass es möglich ist. Es kann sein, dass Menschen gequält werden und einen Leidensdruck erleiden müssen, bevor sie an diesen Punkt kommen. Es kann sein, dass dies hundert Jahre dauert oder so was. Aber ich denke, es ist möglich, dass Menschen sich zusammenfinden und sagen: Wir wollen das nicht mehr. Und zwar mit jedem Risiko, was damit verbunden ist. Für mich war ohne jede Frage klar, dass ich da weiterhin mitgehe. Ich bin fast jedes Wochenende nach Hause gefahren und habe erzählt. Es schlug auch ein wie eine Bombe, dass sich so viel in Leipzig tut. Ich versuchte dann immer,

mich telefonisch bei meinen Eltern zu melden. Wir hatten zwar kein Telefon, aber unsere Nachbarn. Vom Internat aus konnte ich anrufen, da gab es ein Telefon.

Dann kam diese Demo des 9. Oktober, wo alles so sehr auf der Kippe stand. An dem Tag hatte ich wirklich Angst. Und an dem Tag war ich mir auch wirklich sicher, dass dies das Ende meines revolutionären Lebens ist. Ich bin dann mit einem Bekannten vom Studium, der schon bei den Demos vorher Fotos gemacht hat, nachmittags durch Leipzig gelaufen. Er fotografierte und ich habe sozusagen Schmiere gestanden, dass uns keiner erwischt. Da sah ich, was in dieser Stadt los war. Und das war wirklich irre. Die war vollgestopft mit LKWs – Lastwagenkolonnen, die vom Augustusplatz bis zum Bahnhof runter standen, auch in jeder Seitengasse. Und wir sind da lang gegangen und es war so still. Auf einmal springt ein Hund von einem LKW runter und ein Polizist rennt hinterher, um ihn wieder da hoch zu kriegen. Und ich habe diesen Hund gesehen und diesen voll behangenen Bullen und dachte: Das war's. Und habe auch noch mal an die Bilder auf dem Platz des Himmlischen Friedens gedacht. Wir sind zurück ins Internat. Ich dachte dann, die werden schießen und ich werde sterben. Aber ich konnte nicht anders.

Das klingt jetzt so wahnsinnig pathetisch, aber ich habe wirklich gedacht, ich gehe keinen Schritt mehr hinter das zurück, was ich ein paar Wochen vorher erlebt habe und ich ziehe das jetzt durch. Und dann habe ich meine Eltern angerufen und zu meiner Mutter gesagt: Ich glaube, das geht schief heute. Und meine Mutter hat immer wieder gesagt: Mein Kind. Mein Kind. Du musst da nicht hin gehen. Ich meinte dann zu ihr, dass ich nicht anders kann. Und dann haben wir geheult am Telefon und gesagt, dass es das gewesen sein kann.

Und das war es aber nicht. (lacht) Und das ist ziemlich beeindruckend, wenn man sich das im Nachhinein überlegt. Noch bis zur blauen Brücke – also bis zum Goerdelerring – habe ich gedacht, es könnte los gehen. Aber als wir dann dort rum waren, dachte ich: Es passiert hier ein echtes Wunder. Wir hatten ja vorher noch die Ansage von Masur und den anderen über Lautsprecher mitbekommen. Da habe ich schon das Gefühl gehabt, dass sich das hier wahnsinnig verdichtet. Und sogar innerhalb der Partei ziehen sich jetzt die Gräben auf. Ich habe wirklich gedacht, hier sind so viele Bullen, das kann gar nicht gut ausgehen. Und dann ist es aber so geworden. Dass da so viele gekommen sind, das fand ich echt so wahnsinnig irre, trotz dieser Gefahr, die nach meinem Gefühl so über der Stadt hing.

Das ist also die Welt.
Es ist ja nicht so gewesen, dass man durch die DDR gegangen ist und gesagt hat, das ist hier ein heimeliges Land. Das war mir schon sonnenklar. Auch mein Vater ist in den 80er-Jahren von der STASI bespitzelt wurden. Aber in

welchen Dimensionen das gelaufen ist, welche gigantischen Aktenberge da angesammelt worden waren, das hat mich total entsetzt. Man hatte das Gefühl, es bricht sozusagen der Boden weg. So ging es mir am 9. November. Ich bin nicht nach Berlin gefahren. Ich habe mich zuhause bei meinen Eltern in mein Zimmer gesetzt, mir meinen Schulatlas vorgenommen und den Globus angeschaut. Da habe ich gedacht: Das ist also die Welt.

Ich war immer dafür, dass die DDR als ein eigenständiges Land bestehen bleiben soll. Natürlich offen. Und gesellschaftlich und kulturell vernetzt mit Westdeutschland. Das war nicht die Frage. Aber eben wirtschaftlich eigenständig. Ich denke zwanzig Jahre später, das war ein schöner Traum. Das war illusorisch.

Da ist etwas für mich verloren gegangen…
Seit dem 3. Oktober 1990, so pathetisch das klingt, habe ich keine Heimat mehr in dem Sinne. Ich habe mich arrangiert mit diesem Deutschland. Ich habe auch Freude daran, zu sagen, ich komme aus Sachsen. Und habe da auch ein kleineres Identitätsgefühl. Das bekommt man ja spätestens, wenn man im Westen war und dort gesagt bekommt, dass man aus Sachsen kommt. Das hört man doch. Aber das ist nicht das, wie ich aufgewachsen bin, wo mein Herz schlägt. Mal jetzt abgesehen von dem ganzen politischen Aspekt. Und vielleicht existiert dieses imaginäre Gebilde, das sich nur an einer gewissen Mentalität festmachen lässt, doch noch irgendwo in den Herzen der Leute. Wenn man in einer Runde sitzt und die Leute nicht kennt, weiß man relativ schnell, wer aus dem Osten oder dem Westen kommt. Das sind so hauchfeine Nuancen im Miteinander-Umgehen, die man eigentlich überhaupt nicht richtig beschreiben kann – und trotzdem ist es so. Ich denke, das hat im Groben zu tun mit der DDR, mit dieser DDR, die es nicht mehr gibt. Aber trotzdem muss ich sagen, da ist etwas für mich massiv verloren gegangen mit der Wiedervereinigung.

Wenn ich jetzt westdeutsche Freunde frage, die sagen eben: Okay, die Wende fanden wir schon klasse, aber natürlich hatten wir im Prinzip mit all dem gar nichts zu tun. Wir hatten jetzt in unserem Institut eine wissenschaftliche Tagung darüber, dass die Wende ein Phänomen ist, das in der Erinnerungskultur von Ostdeutschland verankert ist. Die Wende gibt es in der Erinnerungskultur in Westdeutschland in dem Sinne nicht. Für jeden Menschen der ehemaligen DDR ist die Wende ein Ereignis gewesen. Sogar für fünf- oder zehnjährige Kinder. Die haben es zumindest indirekt mitbekommen, was ihre Eltern bewegte. Und das alles fällt in einem anderen Teil dieses Landes weg. Und das unterscheidet einen natürlich an gewissen Punkten. Das sind natürlich so Sachen, wo sich ein Gemeinschaftsgefühl ganz anders formt. Einfach unter diesem äußeren Druck. Im Hinblick auf die Kirche gab es selten eine Zeit in der Geschichte, wo die Kirche so eine Sogwirkung hatte. Wo sich alles in der Kirche getroffen hat. Die ganze Umweltbewegung, die mit Kirche gar nichts

Die Frage, ob demokratische Erneuerung der DDR oder Wiedervereinigung, wurde in allen Bevölkerungskreisen heftig und oft kontrovers diskutiert.

Fotografie: Sigrid Schmidt

am Hut hatte. In der ESG (Evangelische Studentengemeinde) in Leipzig haben sich die ersten Schwulen- und Lesben-Vereine der DDR gegründet bzw. haben sich Events abgespielt. Das sind ja alles Sachen, die heute überhaupt nicht mehr denkbar sind, in diesem Auseinanderdriften der Gesellschaft oder in dieser sogenannten Pluralisierung. Das war damals ja gerade das gegenteilige Phänomen, dass das alles viel enger zusammengerückt ist. Diese Arm-Reich-Schere ist nicht so aufgeklafft. Ob Trabi oder Wartburg, war unbedeutend.

Dass wir alle eine Menschenwürde besitzen und dass keine Institution und kein Staat uns das nehmen kann.
Was mich betrifft, gibt es noch einen Punkt: Was es Positives an der sozialistischen Vorstellungswelt gab, das hat sich bei mir irgendwo festgesetzt, dass Menschen gleich sein sollen. Dass wir alle eine Menschenwürde besitzen und dass keine Institution und kein Staat uns das nehmen kann. Und dass wir auch voreinander Menschenwürde haben und uns menschlich behandeln sollen. Ich würde heute sagen, ich bin mir nicht so sicher, ob der Sozialismus als Weltanschauung wirklich tragfähig ist für eine Gesellschaft. Ich würde heute sagen, für mich ist das die Demokratie. Aber wie das im Prinzip mit den Gütern und der Ausbeutung auf der Welt besser zu machen ist, da sehe ich auch heute nur in dieser Richtung wirkliche Lösungen. Ich weiß nur nicht, wie die praktikabel zu machen sind, nach dem, was man erlebt hat. Ich sehe auch eigentlich das Verbrechen der Leute wie Ulbricht und Honecker darin, dass die dieses Modell so vor die Wand gefahren haben, das eigentlich mal wirklich hätte eine Alternative sein können.

Ich glaube, ich habe im Frühjahr ´90 angefangen, mich aus manchen Sachen zurückzuziehen und innerlich ein bisschen zu resignieren. Am 3. Oktober 1990 habe ich in einer kleinen Runde unter Freunden ein bisschen was getrunken und resümiert, was jetzt verschwindet und was jetzt auf uns zukommt. Und es war keine frohe Stimmung. Meine Schwestern haben mir hinterher erzählt, was sich auch sehr verinnerlicht hat, dass sich so ein DDR-Sender, der aufgelöst wurde, von seinem Publikum verabschiedete, indem sie die DDR-Fahne gezeigt haben, die sich so langsam vom Bildschirm runter bewegt und dann stieg die westdeutsche Fahne auf – zu dem Lied von Peter Maffay, „So bist du", wo dann auch die Zeile kommt: „und wenn du stirbst, dann stirbt nur ein Teil von dir und der andere bleibt hier." Das hat sich für mich als Symbol festgesetzt. Ich kann auch dieses Lied heute nicht mehr hören, ohne an genau das zu denken – an die Wiedervereinigung.

2009: Dr. theol. an der Theologischen Fakultät der Universität Leipzig

Heike Dornblut

1989: 15 Jahre, Schülerin in Markkleeberg/Leipzig

Im Prinzip habe ich den Haushalt geschmissen.
1989 bin ich in die Schule gegangen. Ich bekam mit, dass etwas passierte. In unserer Verwandtschaft und Bekanntschaft beobachteten alle, was geschah – und ich natürlich auch. Meine Mutter arbeitete damals in der Poliklinik als Laborantin. Und ich war ziemlich mit in die Haushaltsführung eingebunden. Mein Stiefvater hatte ein eigenes Geschäft. Ich war sehr selbständig, musste es auch sein. Im Prinzip habe ich den Haushalt geschmissen.

Im September 1989 kam unsere Direktorin zu uns in die Klasse, damit wir auf jeden Fall zuhause bleiben und uns keiner Gefahr aussetzen. Da könnte Schlimmes passieren. Wir sollten also nicht zu den Demonstrationen gehen. Gingen wir auch nicht, wir waren doch noch etwas jung. Ich war auch immer ein wenig zurückhaltend und beobachtete eher mit Abstand die Vorgänge – und bildete mir so meine Meinung.

Wir haben auch West-Fernsehen geschaut. Noch vor der Wende hatten wir im Unterricht über verschiedene Dinge diskutiert, und ich war auf einen Bericht vom „Weltspiegel" eingegangen, den ich gesehen hatte. Da wurde die Lehrerin etwas einsilbig. Ich hatte mir gar keine Gedanken darum gemacht. Ich glaube, dass wenige wirklich darauf aus waren, etwas in der DDR zu verändern. Viele schielten nach dem Westen und dachten, wenn wir das hätten, dann wäre alles gut. Ich weiß noch, an dem Sonnabend nach der Maueröffnung kam meine damalige Freundin nicht in die Schule. Ich dachte: Jetzt ist sie auch weg! Sie sind jetzt ausgereist. Und ich bleibe hier, oder wie? Später erfuhr ich, dass sie sofort nach Westberlin gefahren sind, um das Begrüßungsgeld abzuholen.

Das Thema Ausreise war nie wirklich eines in meiner näheren Umgebung. Mein Onkel hat hier ein Haus. Sie hatten vielleicht mal überlegt, aber dann sagten sie: Wofür das alles im Stich lassen?

Meine persönliche Revolution.
Zur Demo sind meine Eltern und ich erst gegangen, als eigentlich alles schon in trockenen Tüchern war. Die Republikaner waren damals dort sehr aktiv, haben mit Flugblättern um sich geworfen. Mein Stiefvater fand das gut, und ich fand es furchtbar. Er sah die Wiedervereinigung als einzige Chance,

dass sich irgend etwas verändert. Aber wir haben nicht darüber gesprochen. 1989 war ich in der neunten Klasse und hätte zu DDR-Zeiten nicht Abitur machen können. Ich wäre nicht delegiert worden, hatte auch keinen 1-er Durchschnitt. Nach der Wende war alles offen, und ab der 10. Klasse ging ich auf das Gymnasium. In der 11. Kasse bin ich zuhause ausgezogen, nach Leipzig. Sozusagen meine persönliche Revolution.

Angelika Fischer

1989: 46 Jahre alt, geschieden, zwei Kinder, Stenotypistin im KBI-Leipzig

Schreiben zu angeblicher Konterrevolution über den Fernschreiber

Während der ersten Montagsdemonstrationen war ich im Betrieb und da kamen Schreiben zu einer angeblicher ‚Konterrevolution' über den Fernschreiber. Die Betriebskampftruppe war in Bereitschaft. Ich konnte aber mit einigen unserer Kampftruppenleute und mit dem Kommandeur gut und fragte: Was macht ihr da draußen? Schießt ihr? Ich hatte einfach unheimliche Angst. Aber er meinte, das tun sie nicht. Es gab aber auch andere, die hätten das getan.

Für mich war der Betrieb wichtig. Dort zu sehen und zu spüren, was passiert. *Draußen* habe ich zwar auch mitbekommen, aber ich ging erst im Dezember zum Neuen Forum. Im KBI-Leipzig, Kombinat-Betriebs-Industriebau stimmte eine Menge nicht, die meisten Zahlen waren falsch. Ich war ja in der Partei und bin im November einfach nach Berlin ins ZK gefahren und habe denen die ganzen Unterlagen mit all den verworrenen Zahlen gegeben. Da war eine Genossin, die sagte, es wäre gut, dass ich das gemacht habe. Ich ließ ihr alles da. Meine Eltern wohnten bei Berlin, da habe ich bei ihnen übernachtet. Und in der die Nacht dachte ich, ich muss wieder hin - und holte am nächsten Tag die Unterlagen wieder ab. Die haben die inneren Zusammenhänge ja sowieso nicht beachtet. Das war denen eigentlich alles egal. Ich habe immer noch gehofft, dass wenn sich alles im Betrieb anders gestaltet, umorganisiert und junge Leute nachkommen, könnte man vielleicht was tun.

Durch die Wende hatten wir erst mal alle Chancen, Dinge zu bewegen, Wege zu gehen – ohne das sie von vornherein unterbunden wurden.

2009: ehrenamtlich in verschiedenen Projekten aktiv

Christa Gottschalk

1989: 61 Jahre, geschieden, ein Sohn,
Schauspielerin am Leipziger Schauspielhaus

Eine gewisse Narrenfreiheit blieb uns auch in den dogmatischsten Zeiten.

Vor zwanzig Jahren haben wir uns die sogenannte Wende anders vorgestellt. Ich bin mehr dafür zu sagen, dass die Deutsche Einheit wiederhergestellt wurde. Das Wort *Wende* ist mir ein bisschen suspekt. Bei einem Interview Anfang der Neunziger sagte ich, dass ich in Deutschland geboren bin und jetzt bin ich in Deutschland wieder angekommen. Wir wussten noch gar nicht, was uns alles erwartet und übergestülpt wird und wie viele Menschen plötzlich hierher kamen und ihr Schnäppchen machten und uns mit Bananen bewarfen. Ich esse gar nicht gerne Bananen. Ich bin damals nicht wegen der Bananen auf dem Karl-Marx-Platz gewesen.

Jetzt bin ich ziemlich empört und zornig über vieles, was uns zugemutet wurde. Mein Idealismus, der mich ein Leben lang begleitet hat, ist zwar nicht gebrochen, aber gedämpft.

Ich bin keine Widerstandskämpferin. Ich möchte nicht zu denen zählen, die das jetzt von sich behaupten. Ich kam zu dem Ergebnis, dass ich immer dann, wenn ich dazu herausgefordert wurde, Flagge gezeigt habe. Oft reagierte ich spontan und saß dann mit zitternden Knien zuhause. Zur Zeit der Neuberin hieß es noch: „Nehmt die Wäsche weg, die Komödianten kommen." Inzwischen hat man uns zu Paradiesvögeln gemausert. Eine gewisse Narrenfreiheit blieb uns auch in den dogmatischsten Zeiten.

Herbst 1989. *)

*) Aus Aufzeichnungen von Christa Gottschalk, 1990

Die Dinge spitzen sich zu. Man hörte von den besetzten Botschaften im Westfernsehen. Hörte, der und der sei weggegangen. Ausreiseanträge wurden plötzlich bewilligt. Eine Stimme am Telefon: „Heute Abend fahre ich. Machen Sie es gut." Tränen. Hörer auflegen. Still hinsetzen. Durchatmen. Wieder einer weniger von denen, die man gern um sich wusste.

Schon lange hatte es sich vorbereitet. Zumindest innerlich. Nicht erst in diesem Herbst. Das Sehnen, wegzugehen aus einem Land, in dem man lebt und arbeitet, liebt und lebt, sich mit Menschen verbunden fühlte, die zu Freunden wurden, weil sie eben so dachten und empfanden.

Im September '89 hatte ich zwei Lesungen in der BRD. Auf der Fahrt leerte sich ab Hannover das Zugabteil. Ich blieb allein zurück mit meiner Reiselektüre, bis ein Mann zustieg, der in der BILD-Zeitung zu lesen begann. Ich schielte hinüber. Die fettgedruckten Überschriften waren nicht zu übersehen. „Massenflucht aus der DDR. Sie küssten die Freiheit." Der Titel meines Buches hieß: „Keine Angst vor schlechten Zeiten. Lebenserinnerungen von Carl-Heinz Schroth." Buch- und Zeitungsüberschriften standen in einer makabren Art und Weise zueinander in Beziehung. Als der Mann ausstieg, verabschiedete er sich, wandte sich aber noch einmal um und fragte mich ernst, fast als müsse er mir sein Beileid aussprechen: „Was sagen Sie denn zu Ihren Landsleuten?" Ich war natürlich überrascht. Fasste mich. Was blieb mir übrig. Und erwiderte, ich fände es ungeheuer traurig, dass so viele, besonders junge Menschen, das Land verließen und ich fügte hinzu: „Was soll aus uns werden?" Und nun hatte ich den Eindruck, er kondolierte wirklich. Er pflichtete mir bei und wünschte mir alles Gute!

„Wir treten aus unseren Rollen heraus.
Die Situation im Land zwingt uns dazu." *)
Die Kollegen des Dresdner Staatsschauspiels hatten eine Resolution verfasst, die so treffend formuliert war, dass wir Leipziger Schauspieler der Meinung waren, die Situation nicht besser ausdrücken zu können:

„Wir treten aus unseren Rollen heraus. Die Situation im Land zwingt uns dazu. Ein Land, das seine Jugend nicht halten kann, gefährdet seine Zukunft. Eine Staatsführung, die mit ihrem Volk nicht mehr spricht, ist unglaubwürdig. Eine Parteiführung, die ihre Prinzipien nicht mehr auf Brauchbarkeit untersucht, ist zum Untergang verurteilt. Ein Volk, das zur Sprachlosigkeit gezwungen wurde, fängt an gewalttätig zu werden."
Dieser Absatz musste später raus. Er wurde nicht verlesen.

„Unsere Arbeit steckt in diesem Land. Wir lassen uns unser Land nicht kaputt machen. Wir benutzen unsere Bühne, um zu fordern. Wir haben ein Recht auf Informationen. Wir haben ein Recht auf Dialog. Wir haben ein Recht auf selbstständiges Denken und Kreativität. Wir haben ein Recht auf Pluralismus im Denken, auf Widerspruch, auf Reisefreiheit. Wir haben ein Recht, unsere staatlichen Leitungen zu überprüfen und neu zu denken und uns einzumischen. Wir nutzen unsere Bühne, um unsere Pflichten zu benennen. Wir haben die Pflicht zu verlangen, dass Lüge und Schönfärberei aus unseren Medien verschwinden. Die Pflicht, den Dialog zwischen Volk und Staatsführung zu erzwingen. Wir haben die Pflicht, von unseren Staatsapparaten zu verlangen, den Dialog gewaltlos zu führen. Die Pflicht, das Wort Sozialismus so zu definieren, dass dieser Begriff wieder ein annehmbares Lebensideal für unser Volk wird. Die Pflicht, von unserer Partei- und Staatsführung zu verlangen, dass Vertrauen zur Bevölkerung wieder herzustellen ist."

Fast alle Schauspieler unterschrieben. Ebenfalls Maskenbildner, Techniker. Ich war am 10. Oktober abends im Schauspielhaus, als plötzlich Kollegen verstört in die Garderobe kamen und sagten, die STASI sei im Haus. Der Zettel am Brett sei verschwunden. Der damalige Schauspieldirektor hatte erklärt, er müsste ihn kurz abmachen. Wir nahmen an, um ihn zu kopieren, denn dann hing er wieder an seinem Platz. Blitzartige Gedanken aller Anwesenden: Du hast deinen Namen darunter gesetzt und dir den Text abgeschrieben.

Am 9. Oktober flehte ich meinen Sohn an, er möge nicht zur Demonstration gehen, wegen der befürchteten Gewalttätigkeiten der Sicherheitsorgane. Ich möchte nicht wissen, wie viele Mütter an diesem Tag gefleht haben. Aber unsere Kinder ließen sich nicht aufhalten. Eine Siebzehnjährige erzählte mir, ein junger Polizist sei in der Nähe der Nikolaikirche auf sie zugekommen und habe gesagt: „Mensch, hau doch ab. Was suchst du denn hier?" Er war Bereitschaftspolizist, was bedeutete Wehrdienstpflichtiger. Ich war eine der vielen Mütter, die erst wieder aufatmeten, wenn ihre Kinder nach den Demonstrationen anriefen.

Wir spielten zu der Zeit auch montags Theater, im Oktober gerade „Der Frieden" von Schatrow, da ging es auch um Lenin, Russland 1918. In der Neuen Szene, wenige Meter vom Schauspielhaus entfernt, hörte man die gellenden Pfiffe der Demonstranten, wenn sie sich dem Staatsicherheitsgebäude näherten. Es klang unheimlich in zweierlei Hinsicht. Einmal: Das ist also möglich. Zum anderen: Wie reagieren die darauf?

Es darf nicht heißen:
Zu spät, wir haben unsere Chance vertan. *)
Am 11. Oktober war eine Versammlung vom damaligen Generalintendanten Kayser für die Solisten des Schauspiels angesetzt worden: „Der Generalintendant beantwortet Fragen." Ich war Jahrzehnte lang zu keiner Gewerkschaftsversammlung mehr gegangen. Großer Andrang im Clubraum. In meinem Magen krabbelten Millionen Ameisen, als ich mich meldete. Ich stand auf und sagte sinngemäß:

„Ich lebe und arbeite seit über 40 Jahren in diesem Land. Ich frage Sie, was haben wir – ich sage bewusst wir – falsch gemacht, dass so viele Menschen, besonders junge Menschen, die von Lehrern ausgebildet wurden, die selber in diesem Staat aufgewachsen sind, dieses Land verlassen? Wie viele es sind, kann man ausschließlich aus den Nachrichten im Fernsehen der ARD und des ZDF erfahren. Unsere Zeitung und unser Fernsehen schweigen sich wie immer aus."

Nun prasselte es Fragen. Das Tabu war durchbrochen. Meine Kollegen schlossen an meine Fragen an. Es kam die Rede auf die Resolution. Die Forderung, sie dem Publikum allabendlich zu verlesen.

Auf fast allen Dächern standen Fernseh-Antennen für den Empfang von ARD und ZDF

Zelten als pragmatische DDR-Urlaubsvariante

Fotografien: Sigrid Schmidt

An diesem Tag wurde spontan der Entschluss gefasst, am folgenden Sonntag eine Matinee im Schauspielhaus zu veranstalten. Titel: „Es ist an der Zeit." Die Texte, die wir sprechen wollten, mussten vorher eingereicht werden. Also noch keine Freiheit des Wortes. Ich setzte mich sofort an die Schreibmaschine. Formulierte eigene Gedanken:

„‚Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben', sagte Michael Gorbatschow zu Reportern aus der Bundesrepublik, als er zum 40. Jahrestag der DDR in Berlin war. Ich habe dieses Zitat mehrmals gesehen und gehört, allerdings nicht im Fernsehen der DDR. Vieles, sehr vieles, was mich schon lange nachdenklich machte, wurde mir mit den Worten Gorbatschows bestätigt. Jeden Abend, wenn ich von einer Vorstellung nach Hause fahre, bin ich mehr oder weniger unzufrieden über meine Leistung. Ich wäre sehr beunruhigt, fände dieser Zustand nicht mehr statt. Die Gefahr der Stagnation wäre eingetreten. Krisen sind schmerzhaft. Oft genug habe ich das an mir erfahren. Sie sind aber nicht unehrenhaft. Sie sind notwendig, zeugen von Bewegtheit und Bewegung. Warum sollte es sich ein Staat, ein Land, in dem wir leben, nicht leisten können, souverän genug zu sein, Unvollkommenheit mit aller Entschiedenheit ohne Beschönigung aufzuzeigen und den Fehler erst einmal bei sich selbst zu suchen? Dann kann man daran gehen, Fehler zu beseitigen. Damit ist der Demokratie gedient. Es darf nicht heißen: Zu spät, wir haben unsere Chance vertan. Friede im Inneren des Landes ist nicht Gleichgültigkeit, Resignation. Friede ist bewegtes Miteinander, ist Auseinandersetzung untereinander in der kleinsten Zelle wie im Großen. Vorausgesetzt der Wille ist vorhanden, zueinander zu gelangen. Ich will nicht zu spät kommen."

Fast das gesamte Ensemble war erschienen, mehrere meldeten sich zu Wort, rezitierten Gedichte, sprachen Texte, sangen Chansons. Manche saßen einfach aus Solidarität mit auf der Bühne. Es ist nicht jedem gegeben, öffentlich zu sprechen, wenn er nicht in einer Rolle steckt. Ich bin in dieser Hinsicht keine Heldin. Bevor wir auftraten, hatte ich noch gesagt: Wenn ich verhaftet werde, besorgt mir einen Anwalt. Als ich dran war, blieb ich sitzen, die Knie zitterten. Meine ersten Worte waren das inzwischen berühmt gewordene Zitat von Gorbatschow: Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben.

Damals war es noch nicht ungefährlich, sich so zu artikulieren. Leipzig hieß noch nicht Heldenstadt. Nach meinen ersten Sätzen kam ein Applaus, mit dem ich nicht gerechnet hätte. Er unterstützte mich. Er gab mir die Kraft weiterzusprechen. Immer neuer Applaus. Eine Welle der Übereinstimmung kam zu uns auf die Bühne, die in mir ein Glücksgefühl auslöste. Endlich. Ja, es ist an der Zeit. Wir sind das Volk.

Im Oktober 1989 sagte mein nun erwachsener Sohn, mich umarmend: „Für eins bin ich dir dankbar. Du hast mich nie zum Anpasser erzogen." Das war eines der größten Komplimente, das er mir machen konnte.

Eine Mauer, die nun gegen Devisen verkauft wird. *)
Unvergessen eine Montagsdemonstration. Ich stand ganz allein unter den Menschen. Nun hatte das Neue Forum Lautsprecher organisiert, durch die jeder laut sprechen konnte. Zu der Zeit wurde noch niemand ausgebuht. Als ein junger Mann aus Bratislava uns in gebrochenem Deutsch zurief, wir sollen ja nicht müde werden, sein Volk sei mit unserem solidarisch, kam ein Jubel auf, der mich so ergriff, dass ich mich dabei entdeckte, dass ich den Arm wie alle anderen hochgerissen hatte. Das V. Das Freiheits- und Siegeszeichen. Eine Art mich zu äußern, die mir eigentlich gar nicht liegt. An der Moritzbastei endeten die Demonstrationen. Die Menschen gingen still nach Hause. Man war mitgerissen von dem Mut, der spontanen Solidarität untereinander und von dem Gefühl, etwas in Bewegung setzen zu können, was verkrustet war und was man nicht für möglich gehalten hätte. Dass Menschen auf Leipzigs Straßen zu Tausenden riefen: Wir bleiben hier. Wir sind das Volk.

Im Januar ging ich zum letzten Mal zur Demonstration. Das Bild hatte sich verändert. Ein Fahnenmeer. Kaum noch Transparente. Wir entdeckten hinter dem Opernhaus einige junge Leute auf einem Podest, eine Fahne der Republikaner hoch haltend. Die vorübergehenden Menschen protestierten. Einige riefen: „Braun und rot macht uns tot." Den Burschen wurde die Fahne entrissen. Dann zog man sie herunter von ihrem Podest.
Als die Mauer fiel, haben nicht nur die Berliner geweint. Wir saßen vor dem Fernseher und dachten an die Menschen, die um dieser Mauer willen erschossen worden waren. Eine Mauer, die nun gegen Devisen verkauft wird. Ich empfinde das als Geschmacklosigkeit.

Aber wir waren auch wie ein Biotop.
Ich bin öfters dazu aufgefordert worden das Land zu verlassen, wenn wir zu Westgastspielen fuhren. Es ist mir fast jedes Mal passiert, dass der Intendant oder der Chefregisseur kam und mich fragte, ob ich nicht dort bleiben wollte. Aber ich hatte gelernt, man bricht keine Verträge. Das wurde mir von Jugend auf eingeimpft. Mein Sohn ist 1965 geboren und ich hätte nie mein Kind hier gelassen und wäre im Westen geblieben. Um keinen Preis der Welt.

Wenn ich mir in der heutigen Zeit überlege, warum ich instinktiv nein gesagt habe zu den Angeboten, hängt das sicher damit zusammen, dass ich auch nicht die eisernen Ellenbogen hatte, die meine jungen Kollegen heute haben müssen, um diesem Existenzdruck standzuhalten. Ich kenne so viele Kollegen, die jetzt freischaffend sind. Freischaffend heißt arbeitslos.

Außerdem waren wir ein gewachsenes Ensemble, das durch die Mauer gar nicht anders konnte, als hier bleiben. Aber dadurch konnten sich Persönlichkeiten entfalten. So wie ich heute lachen muss, dass an dieser grauenhaften Grenze Biotope entstanden sind, in dem sich seltene Vögel und Pflanzen entwickelt haben. Es ist ein solcher Widerspruch. Aber wir waren auch wie

ein Biotop. Da gab es eben Persönlichkeiten, die von der einen Rolle zur anderen eine Entwicklung durchmachen konnten und dem Publikum ans Herz wuchsen, so dass das Publikum sagte: „Wir kennen uns." Jetzt wechseln die Schauspieler fast jedes Jahr.

Aber jetzt fühle ich mich wieder heimatlos.
Ich habe die Demokratie, nachdem wir wieder ein Deutschland geworden waren, sehr genossen, aber sehr naiv genossen. Und kam plötzlich dahinter: Ja, was heißt denn Demokratie? Das heißt Herrschaft des Volkes. Wer herrscht denn hier? Das Geld. Die Wirtschaft. Diese verdammten Banken. Was die angestellt haben. Wo kann ich mich denn da noch einbringen? Ich habe mich nie wirklich zuhause gefühlt. Ich liebe Deutschland. Ich liebe mein Land. Es ist ein schönes Land, und seit ich das Ausland kennengelernt habe, finde ich es noch schöner. Aber jetzt fühle ich mich wieder heimatlos. Ich fühle mich nicht glücklich, hier zu leben. Dieses materielle Denken ist mir fremd. Aber was kann ich dagegen tun? Ich kann nur widerborstig sein.

Ich war keine Kommunistin. Ich war auch nie in einer Partei. Ich bin der Ansicht, ich muss meine Meinung frei sagen können. Wenn ich sehe, wie Menschen gedemütigt werden durch das Geld und durch diese Verhaltensweise, dass nur Geld und nur Wohlstand zählen. Da würde ich mir im übertragenen Sinne mit Georg Büchner wünschen: „Friede den Hütten. Krieg den Palästen." Der erste Artikel im Grundgesetz heißt: „Die Würde des Menschen ist unantastbar." Das sollte man nie außer Acht lassen.

Ich hatte nicht die Möglichkeit, groß zu sparen. Besonders wenn man ein Kind hat und alleinerziehend ist. Man muss alles alleine machen. Aber ich fühle mich dennoch reich.

Christa Gottschalk wurde 1997 zum Ehrenmitglied des Leipziger Schauspielhauses ernannt.

*) Die mit Sternchen gekennzeichneten Abschnitte sind übernommen aus Aufzeichnungen von Christa Gottschalk, 1990
Die anderen Texte entstanden im Interview im Juli 2009.

Elke Jäpelt

1989: 47 Jahre, alleinstehend, ein Sohn, Milchhof Leipzig, Absatzabteilung

Bei den Demos hatte ich eigentlich keine Angst, dass etwas passiert.
Bei meiner ersten Montagsdemo waren schon mehr Leute anwesend. Ich war nicht von Anfang an dabei. Ich wollte eigentlich nur gucken, was sich da entwickelt. Aber wie gesagt – mit Skepsis. Das war vor dem 9. Oktober. Bei

den Demos hatte ich keine Angst, dass etwas passiert. Am 9. Oktober war ich nicht dabei. Ich war erst mal neugierig, was weiter geschieht. Ich selbst hatte keinen Grund gesehen, die DDR zu verlassen. Hier bin ich aufgewachsen, hier war meine Heimat – und ich wollte, dass sich hier etwas verändert. Ich wollte eine offenere DDR mit neuen Köpfen an der Spitze..

Ich merkte sehr bald, dass ein Teil der Leute keine wirkliche Veränderung im Land wollten. Sie wollten die D-Mark, Einheit und Freiheit, ohne den Preis dafür zu kennen. Es tauchten Transparente auf mit Sprüchen wie: Kommt die D-Mark nicht zu uns, gehen wir zur D-Mark hin oder so ähnlich.
Und dann kamen auch schon die ersten Nazis aus der damaligen Bundesrepublik. Sie kamen mit Bussen angereist, z.T. auch schon ältere Herren. Es war herauszuhören, dass einige davon aus dem Bayrischen kamen. Sie formierten sich hinter der Oper, klopften ihre Sprüche und versuchten andere Menschen für ihre Interessen zu gewinnen, meistenteils junge Leute. Am Karl-Marx-Platz verteilten junge Nazis Werbematerial mit dem gleichen Ziel.

Sehr erstaunt war ich über das Verhalten meiner Chefin, die immer sehr rege Parteiversammlungen besuchte und regelmäßig an den Weiterbildungen des Parteilehrjahres teilnahm, als sie zur Wende ihr Parteibuch hinschmiss und uns das dann voller Stolz verkündete. Ebenso nach der 1. Volkskammerwahl März 1990, als sie ihre Stimme der CDU und ihre Tochter der DSU gegeben hatte. Es war erstaunlich, wie sich so mancher plötzlich gewandelt hatte. Ich war nicht in der Partei.

1990/1991 begann die große Entlassungswelle. Nach einer Abmahnung aus irgendeinem Grund musste man damit rechnen, dass man sozusagen auf der „Abschussliste" stand. Am 1. Mai 1991 war es dann auch für mich soweit. Ich war nicht einmal so richtig unglücklich darüber. Und ich wusste, dass ich irgendwann dran bin.

So viele Menschen wurden plötzlich Bild-Zeitungsleser ...
Ich war erst mal arbeitslos und fing dann an, Zeitungen zu verkaufen. Ich habe damals die überregionale *Andere*, die *Leipziger DAZ* mit Beilage *Kreuzer* angeboten. Dann verselbständigte sich der *Kreuzer* und die *DAZ* gab es nicht mehr. Es gab ja so viele Zeitschriften nach der Wende. Mir war es wichtig, auch inhaltlich zu gucken. Etwas anzubieten, was inhaltlich meinem Empfinden am nächsten stand. Ich wollte, dass die Leute etwas anderes zu

lesen bekommen. So viele Menschen wurden plötzlich *Bild*-Zeitungsleser. Ich war so enttäuscht. Eigentlich dachte ich, es sind intelligente Leute. Manchmal war ich richtig schockiert. ´93 kam dann *Leipzigs Neue* heraus und man hat mich gefragt, ob ich sie mit anbieten würde. Die wurde damals von der PDS gesponsert. Da habe ich mich bereit erklärt. Was war es noch? Ach ja, die *Vergammelte Schriften* von Volly Tanner. Und das *Klarofix* aus Connewitz hatte ich überall mit dabei.

Mehr Toleranz zwischen den Menschen ist wichtig.
Mein Sohn ist mein großes Vorbild... Er hat mich sehen gelehrt. Ich habe vieles durch ihn begreifen gelernt. Er war damals sehr aktiv, klar- und weitsichtiger. Der Vater meines Sohnes ist Ägypter. Mein Sohn hat nicht weiter drüber gesprochen, aber sein bester Freund hat ihn mal mit „Nigger" beschimpft. Einmal kam mein Sohn mit aufgeschnittener Hand nach Hause. Zwei alkoholisierte Männer hatten ihn mit einer zerschlagenen Flasche angegriffen. Ausländerfeindlichkeit gab es schon zu DDR-Zeiten, aber noch nicht ganz so heftig. Dann kamen hier die ersten Naziaufmärsche. Ich war so schockiert, weil ich wusste, was die wollten. Wir waren im Wintergartenhochhaus und haben beobachtet, wie die aufgezogen sind. Auch dagegen haben wir demonstriert. Ich hatte damals sehr viel Angst um meinen Sohn. Ich war und bin immer so voller Wut, wenn ich sehe, was da abläuft. Mein Sohn ist von Gohlis nach Connewitz gezogen. Er hat das damit begründet, dass er sich in Gohlis nicht mehr sicher fühlt. Damals war er 23 Jahre alt.

Die Menschen haben sich verändert. Existenzängste kannten sie ja nicht. Ich selber habe mich auch verändert. Ich hätte vor zwanzig Jahren nicht gedacht, dass ich nachts Katzen füttern gehe. (lacht) Ich gehe jede Nacht Katzen füttern. Da werde ich auch wieder angemacht – das ging schon mal bis zur Morddrohung. Die Leute wollen es nicht akzeptieren, dass es außer ihnen noch etwas anderes gibt. Ich habe mich im Leben neu eingerichtet: Ich gehe nach wie vor Zeitungen verkaufen. *Klarofix* gibt es ja leider nicht mehr. Ich würde es immer noch anbieten, weil ich das so gut fand.

Mehr Toleranz zwischen den Menschen ist wichtig. Vieles haben wir ja früher nicht gewusst, mussten es uns selbst erst aneignen. Ich hatte diese Probleme durch meinen Sohn ständig. Manchmal habe ich zu ihm gesagt: „Ich hätte dir lieber einen anderen Vater gesucht." Da wurde er aber richtig böse. Das wollte er nicht hören.

Eine Wende, wie wir sie erlebt haben, kann sich nicht wiederholen. Die Leute sind heute der Meinung, dass sie selbst nichts bewirken können. Man erkennt das auch an der Wahlmüdigkeit.

Monika Lazar

1989: 22 Jahre alt, ledig, Studentin an der Handelshochschule Leipzig

In der Minderheit zu sein, fällt mir nicht schwer.
Ich habe das in der DDR gelernt.

1989 studierte ich in Leipzig an der Handelshochschule im letzten Studienjahr. Wir sollten im Sommer 1990 fertig werden, was dann auch geschah: Ökonomie des Binnenhandels und es gab zwei Seminargruppen zu „Hotel- und Gaststättenwesen". In einer davon war ich. Aufgewachsen bin ich in Markkleeberg und wohnte auch noch dort bei meinen Eltern. Das hatte den Vorteil, dass ich nicht ins Wohnheim musste.

Die Handelsschule war ja mitten im Zentrum: Peterstraße, Petersteinweg, Hainstraße. Die meisten waren Genossen und Genossinnen. Ich war als eine von ganz wenigen nicht in der Partei. Ich war auch überrascht, dass es geklappt hat mit dem Studium. Meine Eltern waren damals mit einer Bäckerei selbständig. Bei der Zulassung zur EOS, zum Abitur also, musste mein Vater auch erst ein bisschen Krach schlagen – nach dem Motto, die Zensuren sind doch gut. Aber man war in der Minderheit. Von daher sage ich mir auch heute – als Grüne ist man ja häufiger in der Minderheit – mir fällt das nicht schwer. Ich habe das in der DDR gelernt und es hat mir auch Kraft gegeben.

Und das ist die Stelle, wo du jetzt richtig bist.

Seit '88 ging ich in Abständen zum Friedensgebet in die Nikolaikirche. Es hat mich schon immer interessiert, als einzige unserer Seminargruppe. Eine Ausreise wäre für mich nie eine Alternative gewesen. Als '89 die Leute alle über die Botschaften – Ungarn, ČSSR – raus sind, habe ich gedacht: Nein. Das will ich nicht. Ich wollte nie in den Westen. Ich hatte keine nahe Verwandtschaft da, hätte also gar nicht gewusst, wohin. Zwar entfernte Verwandte, aber die waren mir nie sympathisch, eher abschreckend. Aber ich habe gesagt, ich bleibe bewusst hier. Ich möchte in der DDR was verändern. Das wurde immer bewusster im Sommer '89. Und als es die Möglichkeit gab, in Leipzig auf die Straße zu gehen, sagte ich: Genau das ist es. Da fühlst du dich jetzt wohl. Und das ist die Stelle, wo du jetzt richtig bist.

In der Hochschule wurden alle öffentlich dazu aufgerufen, montags nicht in die Stadt zu gehen und sich nicht an „konterrevolutionären" Aktionen zu beteiligen. Da fielen drastische Worte. Aber mir war das egal. Im September

'89, als das Studium wieder begann, war ich wieder am 25. September '89 dabei, wo auch das erste Mal versucht wurde, aus der Nikolaikirche heraus eine Demo zu machen. Ich sagte meinen Eltern nie, dass ich da bleibe, weil die dann immer Angst hatten.

Die nächste Demo war am 2. Oktober, da hatte mein Bruder Geburtstag. Ich wusste, dass bei mir zuhause Familienfeier war und ich komme nicht pünktlich. Das war diese Demo, wo es bis zur Blechbüchse ging. Dort war irgendwie Stopp und ich bin über die Hinterhöfe abgehauen, weil ich keine Lust hatte, einkassiert zu werden. Habe mein Fahrrad geschnappt und bin nach Hause gefahren. Ich war noch völlig aufgewühlt. Als ich zuhause zur Feier kam, hatte man dort keinerlei Verständnis für mich. Die hatten Angst. Sie haben mir Vorwürfe gemacht. Und ich war völlig schockiert: Man hatte etwas Einmaliges erlebt, auch irgendwie Angst gehabt. Emotional noch total aufgeladen. Und dann kommt man nach Hause und die feiern ganz normal Geburtstag. Ich kam mir vor wie im falschen Film.

Kurz vor dem 9. Oktober war die Stimmung total aufgeheizt. Meine Mutter meinte, ich solle da bloß nicht hingehen. Ich wusste, meine Eltern haben Angst um mich. Damals gab es auf der AGRA-Markkleeberg Hallen, die für Inhaftierte frei geräumt wurden. Von mir zuhause bis zur AGRA waren es fünf Minuten. Als Baby wurde ich im Kinderwagen dort spazieren gefahren. Ich dachte mir, meine Eltern denken vielleicht, dass ich dann fünf Minuten von uns entfernt lande. Als es friedlich blieb am 9. Oktober, hat irgendetwas plumps gemacht. Ich dachte: Es hat jetzt wieder geklappt und wir konnten laufen, ohne dass uns etwas passiert ist. Jetzt ändert sich wahrscheinlich wirklich was.

Uns hat nur geeint, wogegen wir waren,
aber nicht das, was wir wollten...

Und dann ging es ja Schlag auf Schlag. Die spannendste Zeit war wirklich von Oktober bis Anfang November '89, als dann die Grenze geöffnet wurde. Monate später hat man ja mitbekommen, dass uns nur geeint hat, wogegen wir waren. Aber das, was wir wollten, diesbezüglich ging es ja ganz schnell wieder auseinander. Das war eine prägende Zeit, und im Rückblick sage ich mir häufig, dass es toll ist, dass ich dabei war. Gerade wenn man sich mit Westdeutschen unterhält, sage ich immer, dass wir ihnen das voraus haben: dass wir es geschafft haben, dass sich ein System ändert. Es ist nicht alles so geworden, wie ich es mir gewünscht habe. Aber es bedeutet für mich auch zu wissen, dass wenn ich mit gesellschaftlichen Verhältnissen nicht zufrieden bin, dass diese sich ändern können. Hätte uns jemand im Oktober '89 gesagt, dass wir in einem Jahr deutsche Einheit haben, hätte keiner gesagt: Hurra, das wollen wir. Oder: Das können wir uns vorstellen. Das zeigt einfach, dass in einer Gesellschaft Entwicklungen auftreten, die eine Eigendynamik entwickeln, die man vorher nicht kennt und nur bedingt beeinflussen kann.

Den nationalistischen Sprüchen, die ab Mitte November ´89 auf der Montagsdemo zu hören und zu sehen waren, wurde auch am 4. Dezember deutlich entgegengetreten

Fotografie: Sigrid Schmidt

Zwischenprüfung in ~~sozialistischer~~ Betriebswirtschaft ...
In der Handelshochschule gab es eine auseinander gehende Entwicklung – z. B. hatten wir im Februar 1990 Zwischenprüfung in Betriebswirtschaft. Da kam ich in die mündliche Prüfung, und es war ja klar, dass es irgendwie anders wird – und ich dachte, jetzt kannst du mal ein bisschen was Neues erzählen. Und redete ein bisschen was von *Joint Venture*. Da wurde ich böse angeguckt und die sagten zu mir: Bitte überlegen Sie sich, was Sie jetzt sagen. Da dachte ich: Sind die bescheuert? Es ist doch klar, dass es die DDR bald nicht mehr geben wird. Im Februar 1990 war ja Modrow schon bei Kohl und es gab diesen Zehn-Punkte-Plan. Auch wenn wir nicht wussten, wie schnell es geht, war doch die Richtung klar. Ich sollte da wirklich noch die alte Lehre erzählen und dazu hatte ich irgendwie keine Lust mehr.

Auf der anderen Seite hatten wir einen Dozenten, der war furchtbar. In seiner ersten Vorlesung (zu DDR-Zeiten) erzählte er uns noch von seinen wichtigen Funktionen. Und der warf uns dann Anfang 1990 vor, dass die Student(inn)en ja noch „in Planwirtschaft denken". Also wie ein typischer Wendehals, gewendet um 180 Grad. Ich dachte: Zu dem gehe ich nie wieder in die Vorlesung. Ich wusste, das Studium geht 1990 zu Ende. Die hatten uns angeboten, noch länger da zu bleiben. Aber ich sagte: Ich mache das jetzt irgendwie zu Ende, bleibe aber keinen Tag länger. Im Frühjahr 1990 kamen die ersten Westdozenten aus Bayern. Die lehnte ich auch ab. Die hatten einfach ihren Stil, der so anders war. Als die Abschlussurkunden ausgegeben wurden, bin ich nicht mehr hingefahren. Ich holte sie mir später ab – sie hatten einfach überall das „sozialistisch" vor den einzelnen Fächerbezeichnungen weg gelassen.

Demonstriere ich noch mit den richtigen Leuten?
Als die Grenze offen war, änderte sich was. Es kamen diese ganzen Leute mit ihren Fahnen, aus denen das Emblem rausgeschnitten war. Das hat mir nicht gefallen. Aus *Wir sind das Volk* wurde *Wir sind ein Volk*, die schnelle Wiedervereinigung wurde gefordert, da dachte ich: Jetzt bekommst du den Kohl, das kann ja auch nicht sein. Ich wollte auch jetzt die DDR nicht bewahren, aber die Tendenz, die die Montagsdemos annahm, hat mir nicht gefallen. Erst recht nicht, als nationalistische Töne reinkamen. Ich dachte: Wie furchtbar schnell das geht! Vier Wochen vorher war man sich noch einig und auf einmal fragte ich mich: Demonstriere ich noch mit den richtigen Leuten? Ich sagte aber, dass ich trotzdem immer hingehe, weil ich mir dachte, dass ich dies den anderen nicht überlassen will. Die letzte Demo war am Montag vor der letzten DDR-Volkskammer-Wahl im März 1990.

Jetzt gehörst du wieder zur Minderheit...
Ich war 1990 die ganze Zeit Wahlhelferin. War dann im Wahlbüro und dort im Vorstand, habe das mit geleitet, und ich kann mich noch genau erinnern: Bei der ersten Wahl 18. März 1990 – ein wunderschöner warmer Frühlingstag – da

hast du die Stimmen ausgezählt und gedacht, dass du jetzt ein emanzipiertes Volk hast, die wissen werden, was sie wählen. Und dann kam die Frage: Warum wählen so viele Kohl? Warum wählen so viele CDU – Allianz für Deutschland? Und da waren ganz viele im Wahlvorstand, die GRÜN-nah oder SPD-nah waren. Wir haben uns alle angeschaut und gedacht: Das kann nicht wahr sein! Unsere Euphorie war dahin. Das hat man nun davon, wenn die Leute wählen gehen können, dann wählen sie wieder die „Fleischtöpfe". Da war ich schon ziemlich geplättet.

Und ich dachte: Jetzt gehörst du wieder zur Minderheit. Aber das bist du ja gewohnt, also mach was draus! Aus der kommunalen Perspektive konnte ich das von '90 bis '94 gut beobachten. Zum Kandidieren kam ich zu spät zu den Markkleeberger GRÜNEN. Wir waren damals aber alle, der gesamte Ortsverband, sehr aktiv. In so einer Kommunalverwaltung wurde ja viel ausgetauscht und selbst als GRÜNE hattest du Gestaltungsspielräume. Es hat sich was geändert und man konnte wirklich was bewegen. Von '94 bis '99 war ich dann Stadträtin in Markkleeberg. Da war schon vieles sehr eingefahren.

Dadurch, dass ich so ein Jahr wie 1989 schon mal erlebt habe – und ganz so alt bin ich ja noch nicht – sage ich immer, dass irgendwie alles möglich sein kann. Mit der Hoffnung, dass es nicht in eine negative Richtung geht. Diese Erfahrungen geben mir eine gewisse Gelassenheit und Gewissheit, dass auch diese Gesellschaft, so wie sie ist, nicht weiter bestehen muss, sondern, dass sich eben auch etwas ändern kann. Auch wenn man es jetzt nicht ahnt. Ende der 80er konnte man es auch nicht ahnen.

Man musste in der DDR
– ohne gleich revolutionär zu sein – nicht alles mitmachen.
Was mich auf jeden Fall geprägt hat und mir jetzt auch hilft, ist es, in der DDR erlebt zu haben, dass man eine Minderheit ist. Dass man kritisch sein kann, ohne dass einem gleich was Schlimmes passiert. Man musste in der DDR – ohne gleich revolutionär zu sein – nicht alles mitmachen. Es war ja vieles freiwillig, nur alle haben gesagt, wenn es alle machen, mache ich das auch mit. Auch sehr geprägt hat mich das nicht so materielle Denken. Wenn man sich heute vorstellt, wie wir gelebt haben oder den Jugendlichen erzählt, dass fast keiner ein Telefon hatte und unsere Wohnungen oft Außen-Klo. Und es ging trotzdem. Man hatte trotzdem einen Freundeskreis, auch wenn man sich nicht ständig anrief oder SMS schrieb, bei Facebook war oder so. Wir haben uns auch so gut verstanden, ohne all diese Möglichkeiten.

Also diese bestimme Prägung, an der sich DDR-Bürger ja auch erkennen. Auch wenn sie unterschiedlicher Meinung sind. Aber bestimmte Dinge... da schaut man sich an und weiß Bescheid. Ich fand es ganz furchtbar, als dann der westliche Wohlstand über uns hereingebrochen ist. Dass es auf einmal so viele Autos gab. Ich fand es verheerend, dass die Leute, als sie über Westgeld

verfügten, ihr ganzes Geld erst mal in Gebrauchtwagen umgesetzt haben. Und dann jammerten, sie hätten kein Geld.

Die Gefahr ist heute, dass Demokratie überhaupt nicht geschätzt wird.
Die Gefahr ist heute, dass Demokratie überhaupt nicht geschätzt wird. Ich bin immer wieder erschüttert, dass DDR-Bürgerinnen und -Bürger das einfach nicht schätzen – z. B. vor zwei Jahren war ich in Merseburg an einem Wahl-Info-Stand. Da drehte sich eine Frau um und meinte, dass sie seit 18 Jahren nicht mehr wählen geht. Und ich dachte: Genau das ist es. Seitdem die Leute richtig wählen können, schätzen sie das nicht mehr und sagen, dass sich eh nichts ändert und es sowieso nichts bringt. Also diese Vergessenheit. Dass einfach die Vorzüge dieser Gesellschaft selbstverständlich genommen werden, aber nicht erkannt wird, dass es, damit wir so leben können, gewisse Voraussetzungen gibt. Und diese sind nicht selbstverständlich. Auch eine Demokratie kann ganz schnell wieder abgeschafft werden oder sich ins Negative entwickeln. Und als Bürgerin dieses Landes habe ich auch bestimmte Aufgaben. Die Demokratie lebt von der Beteiligung.

Im Nachhinein denke ich oft: Hätte dir vor zwanzig Jahren jemand gesagt, du sitzt irgendwann mal im Bundestag. (lacht) Gerade als ostdeutsche GRÜNE kannst du ja nicht auf professionelle Politik setzen. Ich habe das nie geplant. Ich habe auch meinen politischen Werdegang nie danach ausgerichtet. Ich war die ganze Zeit mit dabei und habe hin und wieder mal mit kandidiert, aber es ist auch immer ein bestimmter Zufall mit dabei, dass man eben auch im richtigen Moment an der richtigen Stelle kandidiert hat und dann hat das und das geklappt. Auch wenn ich in meiner eigenen Fraktion immer Mal eine Minderheit bin. Man liegt da auch in der eigenen Fraktion mal quer. So als Ostdeutsche, als eine mit eigenem Kopf. Da sage ich mir, es ist gut, dass solche Leute wie du im Bundestag sind.

seit 2003 Bundestagabgeordnete für Bündnis 90/Die Grünen

Eva Lehmann-Lilienthal

1989: 58 Jahre, verheiratet, 2 Söhne, Philosophin,
Zentralhaus für Kulturarbeit der DDR

Zwischen den Interessen der Bevölkerung und den Vorgaben von oben.
Ich hatte in den letzten Jahren die staatlichen Kulturhäuser methodisch zu beraten. Neben den staatlichen Klubs und Kulturhäusern gab es noch die Jugendclubs der FDJ und die Kulturhäuser der Gewerkschaften – jeder Großbetrieb hatte ja ein eigenes Kulturhaus. Meine Arbeit bestand darin, die Kulturhäuser in der Republik in ihrer inhaltlichen Arbeit anzuleiten. Das wurde durch das Ministerium für Kultur so geregelt, dass meist irgendeine Initiative unter einem sehr abstrakten politischen Stichwort angeschoben

wurde. Und ich versuchte dann, daraus etwas zu machen, was dem normalen kulturellen Alltag dient. Die meisten Kulturhäuser haben ja viele unterschiedliche Veranstaltungen für verschiedene Altersgruppen durchgeführt, nicht nur Diskotheken. Diese Vielfalt hing sehr von der Leitung des Hauses ab. Ich versuchte immer zwischen diesen Extremen – also zwischen den Interessen der Bevölkerung und den Vorgaben von oben – einen Weg zu finden, der den Interessen der Menschen entsprach, also den Besuchern der Kulturhäuser und den Volkskunstschaffenden, für die wir nach meiner Meinung da waren. Das hat manchmal geklappt und manchmal nicht.

Ende November in einen Hexenkessel geraten.
Im September '89 selbst war ich nicht im Zentralhaus für Kulturarbeit. Meine Mutter wurde zu der Zeit schwer krank und ich habe sie gepflegt. Ich bin erst wieder Ende November auf Arbeit gekommen – und in einen Hexenkessel geraten. Da gab es einige Kollegen, die haben die Leitung angegriffen, aber so unsachlich – das war eine Situation, in der ich mich auf keine Seite stellen konnte. Denn ich hätte nicht die Leitung kritisieren dürfen, sondern das Ministerium und das ZK der SED, das hinter dem Ministerium stand, und das uns die Aufgaben gab. Es ging vielmehr darum, wie unsere Leitung die Durchführung handhabte.

Ab November kam von oben inhaltlich nichts mehr und ab 1990 bekamen wir als Zentralhaus kein Geld mehr. Wir waren eine staatliche Einrichtung der DDR und bekamen unser Geld vom Staat: für die Betriebskosten, die Löhne – aber auch für Sachmittel und unsere inhaltlichen Arbeitsaufgaben. Heute würde man letztere als Projektgelder bezeichnen. Die Leiterin der Buchhaltung musste jeden Monat in Berlin bei der Bank erscheinen und bekam Geld für Lohn und Sachkosten – das bedeutete für die MitarbeiterInnen, nichts Operatives mehr tun zu können. Wir haben an unseren Schreibtischen gesessen und die Informationen, die wir auf unserem Arbeitsgebiet von der Basis hatten, aufgearbeitet. Ich hatte da so einen großen Speicher angelegt für interessante Klub- und Kulturhausveranstaltungen – hinsichtlich der Fragen: Wie war die Publikumsreaktion? Welche Erfahrungen wurden gemacht? Was hat gut funktioniert und was nicht? Jedenfalls habe ich mir dann alle Mühe gegeben, den Kulturhäusern zu helfen. Wir machten einen Erfahrungsaustausch darüber, wie die Kulturhäuser finanziell eigenständig arbeiten könnten. Doch dabei wurden wir nicht unterstützt. Ich hatte nicht gedacht, dass das so läuft. Ich dachte, endlich können wir die Arbeit machen,

die für die Leute an der Basis gut ist. Das Zentralhaus für Kulturarbeit der DDR wurde nach dem März 1990 aufgelöst.

Es war ja dann auch so, dass vieles, was in der Kulturarbeit in der DDR gemacht wurde, als falsch und rein ideologisch bestimmt hingestellt wurde, was ja so nicht stimmte. Eine der schlimmsten Auswüchse dieser Einstellung bestand darin, dass die Jugendclubs, die in der DDR in den 70er-/80er-Jahren ziemlich massenhaft entstanden, alle geschlossen wurden, weil behauptet wurde, die seien ideologisch total infiltriert. Das war aber nicht der Fall. Die meisten haben dort auch nur das gemacht, was sie wollten. Und die Leute vom Zentralrat der FDJ, die dafür verantwortlich waren, hatten meist Verständnis für die Jugendlichen. Und jetzt wird groß gejubelt, wenn es mal wieder einen neuen Jugendclub gibt. Und viele werden jetzt von den Rechten infiltriert.

Eine neue gesamtdeutsche Verfassung.
Ab Mitte 1990 befand ich mich im Vorruhestand und hatte nun Zeit. Entsprechend meinen gesellschaftlichen Interessen stürzte ich mich sofort in die gesellschaftliche Arbeit. Es gab einen Aufruf, der den Jüngeren vielleicht nicht so bekannt ist, mitzuarbeiten an einer neuen demokratischen Verfassung für Gesamtdeutschland – entsprechend einem Passus im Grundgesetz der BRD, dass Deutschland dann eine Verfassung braucht, wenn eine Vereinigung zustande kommt. Das Ding heißt ja Grundgesetz und nicht Verfassung – und war ja eigentlich vorläufig gedacht gewesen, nur für die Zeit bis zur Vereinigung. So entstand die erste gesamtdeutsche Bürgerbewegung unter Leitung des Bürgerrechtlers Wolfgang Ullmann: „In freier Selbstbestimmung für eine gesamtdeutsche Verfassung mit Volksentscheid".

Wichtig war die Person Wolfgang Ullmann. Großartig! Und wichtig ist vor allem auch zu sagen, wie wir äußerst demokratisch in zehn Arbeitsgruppen gearbeitet haben. Ich gehörte zur „Arbeitsgruppe Menschenrechte". Sie wurde geleitet von einer Frau von amnesty international, Edith Müller hieß sie. Ich fand sie ganz fantastisch. Es war mein erster Kontakt mit Menschen aus Westdeutschland, der grundsätzlich positiv war. Es waren alles demokratisch eingestellte Menschen aus den unterschiedlichsten sozialen, philosophischen und politischen Gruppierungen. Wir haben das ganze Grundgesetz durchgenommen. Stück für Stück haben wir darüber diskutiert. Und dann kamen Vorschläge von den Einzelnen für Änderungen oder wir haben gesagt: Nein, das kann so bleiben, usw. Es gab natürlich extrem unterschiedliche Meinungen.

Uns interessierte aber auch nicht nur der Abschnitt der Grundrechte, sondern z. B. auch die Frage: Wer ist Deutscher? Das ist ja beispielsweise ganz weit hinten versteckt. Ich lernte da wahnsinnig viel. Es war bloß schlimm, dass die Regierung der BRD uns überhaupt nicht wahrgenommen hat.

Damals war die SPD ja noch in der Opposition. Sie bereitete uns eine tolle Abschlussveranstaltung in der Paulskirche in Frankfurt am Main. Herta Däubler-Gmelin hat dort die Moderation gemacht. Es war ganz phantastisch. Und wie gesagt: Unser Vorschlag für eine demokratische Verfassung liegt schriftlich vor. Aber sie wurde nicht zur Kenntnis genommen unter der Regierung Kohl.

„Das Kuratorium für einen demokratisch verfassten Bund deutscher Länder hat unter Federführung renommierter ost- und westdeutscher Verfassungsrechtlerinnen und Verfassungsrechtler einen Entwurf für eine neue gesamtdeutsche Verfassung erarbeitet und in der Frankfurter Paulskirche am 15./16. Juni 1991 der Öffentlichkeit vorgestellt" (Mittagsmagazin, Radio Bremen, 17. Juni 1991, 13.30 Uhr)

„Am 15./16. Juni 1991 wurde in der Frankfurter Paulskirche ein in die Zukunft weisender Verfassungsentwurf beraten und beschlossen. Doch die konservativen Parteien verweigerten ihre Mitarbeit in der Verfassungskommission und verspielten damit eine historische Chance, die Einheit Deutschlands nach einer friedlichen Revolution der Ostdeutschen zu vollenden." Heiko Lietz, Bürgerrechtler aus Güstrow, 1990 Mitbegründer des Kuratoriums für einen demokratischen Bund deutscher Länder.

2009: freiberufliche Autorin

Erika Matern

1989: 56 Jahre, verheiratet, zwei Kinder,
Sachbearbeiterin als Zivilbeschäftigte bei der NVA

Ich war Sachbearbeiterin bei der NVA.
Dort habe ich in der Abteilung für Allgemeine Fragen gearbeitet. Wir machten ´89 mit unseren Trabi schöne Fahrten – dahin, wo die Kinder wohnten, z.B. nach Bad Frankenhausen zu unserer Tochter mit ihrer Familie. Im April `89 waren wir noch in Moskau und haben unseren Sohn besucht, der dort mit seiner Familie lebte. Ich war in keiner Partei, aber im DFD als Gruppenkassiererin. Der DFD war der Demokratische Frauenbund Deutschland. Das waren Frauen, die sich zusammen getan haben, um Veranstaltungen zu organisieren. Wir haben gefeiert oder wir haben Strickabende, Handarbeitsabende gemacht oder Lesungen. Das war wunderbar.

Bei den Demonstrationen auf dem Ring habe ich mich nicht beteiligt.
Denn ich konnte mir einfach nicht vorstellen, warum. 1945 waren wir Flüchtlinge. Meine Mutti und ich sind von Breslau geflüchtet. Und mein Mann von Ostpreußen. In der DDR fanden wir dann wieder unsere neue Heimat. Und wir wollten ja, dass nie wieder so etwas geschieht. Man konnte nicht so reisen und alles, ja. ... aber durch unsere Flucht.... Wir hatten nicht das Bedürfnis. Wir waren froh, dass wir endlich wieder eine Heimat hatten. Es sind zwar schon viele Jahre vergangen, aber trotzdem – man ist ganz anders aufgewachsen. Ich dachte, die Menschen, die die DDR verlassen wollten – das

sind solche, die immer in der Heimat waren. Die das Elend nicht kannten, das wir durchgemacht haben. Und deshalb hatte ich eigentlich kein Verständnis dafür. Am 09. Oktober, da haben wir zuhause gesessen und gebibbert, dass ja nicht geschossen wird.

Wenn ich eine Meinung habe, dann habe ich eine Meinung.

Meine Kinder gingen in den Kindergarten, dann kamen sie in die Schule, sie lernten fleißig. In der Familie war alles gut. Eine intakte Familie. Und meine Arbeit hat mir auch Freude gemacht. Wir waren ein gutes Kollektiv von Zivilbeschäftigten. Wir haben auch Gewerkschaftsgruppen gebildet und uns mit anderen von woanders ausgetauscht. Haben Fahrten gemacht – z.B. nach Potsdam Sanssouci oder ins Erzgebirge zum Hutzenabend. Das ist in der Vorweihnachtszeit, man sitzt zusammen bei Glühwein und so. Gemütlich alles. Wunderschön. Meine Arbeit hat mir sehr viel Freude gemacht. An diese Zeit erinnere ich mich heute noch gerne. Wirklich. Aus meiner Umgebung kannte ich niemanden, der sich beklagte. Hinterher hat sich dann rausgestellt, wie sie in Wirklichkeit gedacht haben. Hier haben sie so gesagt und auf der anderen Seite haben sie anders geredet. Das finde ich nicht schön. Wenn ich eine Meinung habe, dann habe ich eine Meinung. Wir hatten nicht so viel wie die Westdeutschen. Man musste manchmal Schlange stehen. Aber das hat uns nicht gestört. Wir hatten uns daran gewöhnt. Aber wir haben in Ruhe gelebt. Das muss man sagen. Wir hatten nicht so eine Angst wie heute. Heute traust du dich doch abends als alter Mensch gar nicht mehr auf die Straße raus.

Edda Minkus

1989: 43 Jahre, alleinerziehend, 2 Töchter, Projektierungsingenieurin

Um Politik kümmerte ich mich wenig...
Im Herbst 1989 lebte ich in Leipzig. Ich war 43 Jahre alt, alleinerziehende Mutter von 2 Töchtern (16 und 18) und arbeitete als Projektierungsingenieur. Um Politik kümmerte ich mich wenig, da ich der Meinung war, das hätte ja sowieso keinen Zweck. Zudem hatte ich damals ein ziemlich zeitintensives Hobby: Ich war Sängerin in einer Tanzmusikband und fast jedes Wochenende im Einsatz. Natürlich verfolgte ich im West-Fernsehen die Unruhen im Land und wusste auch von den Montagsdemos in Leipzig, hatte aber noch an keiner teilgenommen.

Am Samstag, dem 7. Oktober 1989, spielte ich mit meiner Band anlässlich des 40. Jahrestages der DDR im damaligen „Burgkeller" in der Grimmaischen Straße (später Mövenpick) abends zum Tanz. Plötzlich hörten wir mitten in einem Song von draußen immer lauter werdende Geräusche. Es klang bedrohlich, und als wir hinausliefen, sahen wir einen Aufmarsch der Kampfgruppen in voller Montur mit Helm und Schild, die im Takt mit ihren Gummiknüppeln auf die Schilde schlugen. Diese Demonstration der Allmacht des Staates zum Zwecke der Einschüchterung der revoltierenden Massen war einfach beängstigend. Wir wurden unmissverständlich wieder in das Tanzlokal geschickt und zum Weiterspielen aufgefordert.

Dieses Vorkommnis ging mir das ganze folgende Wochenende nicht mehr aus dem Kopf. Am darauffolgenden Montag, dem 9. Oktober, ging ich nach der Arbeit nicht nach Hause – sondern in die Innenstadt von Leipzig. In den Nebenstraßen (Löhrstr., Nordstr.) sah ich die Fahrzeuge der Kampfgruppen, wahrscheinlich Wasserwerfer, und man bekam schon ein mulmiges Gefühl. So war ich froh, eine Freundin zu treffen und untergehakt, uns gegenseitig Mut machend, gingen wir zur Nikolaikirche. Scheinbar gleichgültig, aber wie in einem Sog, strebten die Menschen alle in diese Richtung.

Dort angekommen, bot sich uns ein unbeschreibliches Bild, der Nikolaikirchhof war voll von Menschen mit Plakaten. Plötzlich wurden Sprechchöre laut; ich konnte zunächst nicht verstehen, was da skandiert wurde, aber als ich verstand: Wir sind das Volk! – da war es aus mit meiner Beherrschung und die Tränen liefen. Denn in dieser schlichten und doch so wirkungsvollen Botschaft kam der jahrzehntelang ertragene Frust der Menschen in diesem Land zum Ausdruck. Dann setzten sich die Menschenmassen Richtung Augustusplatz in Bewegung, wo die bekannte Ansprache von Kurt Masur zur Gewaltfreiheit über den Stadtfunk zu hören war. In der Hoffnung, durch meine Teilnahme an den Montagsdemos bei der friedlichen Umgestaltung mitzuwirken, habe ich in der Folgezeit kaum eine Demo versäumt. Im Oktober '89 ging ich mit meinem letzten Forumscheck im Wert von 50,- DM in den Intershop des Hotels Merkur und kaufte mir einen kleinen goldenen Ring. Im Inneren fühlte ich wohl schon, dass dies das Ende war, das Ende der DDR.

2009: unverändert kreativ unterwegs

Roselies Pollter

1989: 39 Jahre, verheiratet, drei Kinder,
Leiterin der Kinderkrippe in Holzhausen

Im Oktober '89 waren wir im Erzgebirge in Pobershau im Betriebsferienheim.

Ich arbeitete 1989 als ausgebildete Krippenerzieherin in einer Kinderkrippe mit 68 Kindern. Damals gab es noch die Trennung zwischen Kindergarten und Kinderkrippe. Es war keine ganz kleine Einrichtung. Mit manchen Dingen war ich nicht einverstanden. Ich habe mich damals nicht so politisch engagiert, war auch nie in der Partei. Damit hatte ich manchmal meine Probleme, weil ich die Leiterin war. Ich habe aber meine Arbeitsstelle immer behalten. Ich selber habe drei Kinder, immer in Großpösna gewohnt und überwiegend in Holzhausen bei Leipzig gearbeitet. '87 war ich das erste Mal drüben. Da heiratete ein Cousin von mir. Es war ja immer so: Wer darf fahren? Wer nicht? Mein Bruder, der damals im Grenzgebiet lebte, bekam keine Genehmigung. Ich konnte fahren. Aber für mich kam es nicht in Frage, nicht wiederzukommen. Die Chance hätte ich gehabt damals. Ich hatte meine Familie hier. Wenn ich alleine gewesen wäre, vielleicht, aber so nicht. Die Kleine war damals 3 Jahre. Wäre mir nie im Traum eingefallen, nicht wiederzukommen. Hätte man versucht, eine Familienzusammenführung zu machen, hätte man unter Garantie die Großen nicht mehr mitbekommen – nein, das hätte ich nicht gekonnt.

Im Sommer '89 waren wir im Urlaub in Polen, in den Karpaten. Da hat man die Unruhe schon ein bisschen gespürt – aber es war noch relativ ruhig. Wir hatten zwei schulpflichtige Kinder, die jüngste Tochter war noch Kindergartenkind, dadurch waren wir auf die Ferienzeit angewiesen. Dann im Oktober, in den Herbstferien, waren wir im Erzgebirge, in Pobershau, im Betriebsferienheim meines Mannes. Da haben wir die Unruhe richtig gespürt. In Pobershau waren immer viele Urlauber aus der Dresdner Ecke. Deren Kinder haben als erstes Fernsehen geguckt, weil sie ja in Dresden so schlechten West-Empfang hatten. Am 18. Oktober hieß es auf einmal: Honecker ist weg. Da mussten alle Kinder aus dem Fernsehraum raus und wir haben Nachrichten geschaut. Was ist überhaupt los.

Man wusste nicht, ob es umschlägt...

Die Montagsdemonstrationen waren im Alltag schon im Gespräch, auch in der Kinderkrippe. Aber es fuhren weniger die Älteren, um mitzugehen.

Unsere Kinder sind manchmal dabei gewesen, obwohl wir auch nicht wussten, ob das jetzt richtig ist oder nicht. Man hatte ja auch Angst um die Kinder. Das ist ja klar. Wir haben hier in Großpösna z. B. gemerkt, wie viele aus Richtung Grimma kamen, wenn die mit ihren Autos hier durchgefahren sind. Es war sehr zwiespältig, weil man nicht wusste, ob es umschlägt. Denn es gab ja auch '68, als der Aufstand in der Tschechei war. Mein Mann war damals in Schönheide. Der hat dort auch miterlebt, wie die Panzer angerollt sind. Anfang November war meine jüngste Tochter krank. Genau in der Nacht vom 9. November. Da war ich mit ihr zuhause und habe abends die Nachrichten verfolgt. Mein Mann ist ins Bett gegangen. Er musste den nächsten Früh wieder auf Arbeit. Damals musste man früh erst mal ganz zeitig aufstehen, um alles beheizen zu können. Um halb 4 wurde bei uns im Keller Feuer gemacht, damit man durchheizen konnte. Es war mein Mann, der immer zeitig aufstand und dementsprechend abends zeitig ins Bett ging. Dadurch, dass ich mit der Kleinen zuhause war, hatte ich etwas mehr Zeit. Und dann hörte ich es. Die Grenze ist auf! Da habe ich meinen Mann geschüttelt. Der dachte erst, ich träume. Bis wir dann richtig mitbekommen haben, dass die Grenze auf ist. Für uns war das wegen meiner Harz-Herkunft ganz besonders wichtig.

Geboren im Grenzgebiet – Westgrenze; Harz.
Ich stamme aus dem Grenzgebiet – Westgrenze; Harz. Wenn ich zu meinen Eltern wollte, musste ich einen Antrag stellen. Heute ist das mitten in Deutschland. Ich bin die ersten Jahre bis 1973 alle Vierteljahre gefahren, weil ich einen Personalausweis hatte, der dort jedes Quartal abgestempelt werden musste, damit man dort wohnen und wieder rein kann. Es war DDR-Gebiet, aber man konnte nicht hinfahren, wie man wollte. Mein Mann musste immer einen Antrag stellen. Man musste sogar eine Genehmigung für ein Fahrzeug einholen. Es war schwierig, überhaupt ins Grenzgebiet zu kommen. Fremde kamen gar nicht rein. Wir hatten auch Verwandte in diesem Ost-und-West-Grenzgebiet im Harz. Onkel und Cousins. Durch die Grenztrennung war alles auseinander gegangen. Mein Vater hatte in einem Betrieb gearbeitet – zusammen mit Leuten aus Hohegeiß. Vor der Grenzschließung '61 war das ja überhaupt kein Thema. Die kannten sich ja alle dort. Als dann zwischen Hohegeiß und Benneckenstein die Grenze aufgemacht wurde, da haben sich die Hohegeißer unheimlich engagiert. Es wurde Kuchen gebacken, Kaffee gekocht und auf der Straße gequatscht. Also, die haben sich auch riesig gefreut, dass da wieder alles vereint war. Dass die Grenze geöffnet wird, damit hatten wir nicht gerechnet. Man rechnete mit Erleichterung, mit Veränderung, aber das haben die Allerwenigsten erwartet.

Dass man anderes Geld brauchte...
Als die Grenzen offen waren, sind wir eine Woche später nach Berlin gefahren zu einer Tante. Dort haben wir dann Bekannte getroffen, die bei uns gegenüber wohnen. (lacht) Wir standen dort, haben an der Sparkasse gewartet und Geld getauscht. In der U-Bahn kam dann eine Frau auf uns zu. Wir hatten unsere

drei Kinder mit und die Kleine war gerade fünf, und sie fragte: Wo kommen Sie denn her? Wir kommen aus Leipzig. „Oh, Gott sei Dank, dass die Grenzen auf sind, wir freuen uns so." Sie gab uns damals für die Kinder fünfzig Mark. Da war ich sehr überrascht, dass die Frau das so stark empfunden hat. Sie hatte keine Verwandten im Osten, aber sie hatte sich unglaublich gefreut, dass die Grenzen auf waren. Die Kleine hat alles erst später mitbekommen. Sie konnte mit dem Begriff *Grenze* eigentlich nichts anfangen. Auch den ganzen Geldwechsel hat sie nicht so bewusst mitbekommen. Sie hat dann gemerkt, dass man anderes Geld brauchte. Manchmal hat sie gefragt, ob wir das kaufen können oder ob das zu teuer ist. Wir kannten das zu DDR-Zeiten eigentlich nicht, dass man gewisse Dinge nicht kauft. Wenn wir etwas gesehen haben und dachten, das ist für die Kinder gut, dann haben wir zugesehen, dass wir es kaufen konnten. Bei der Westverwandtschaft merkten wir dann, dass die manchmal gesagt haben, dass sie dies oder jenes nicht holen. Die kannten aber den Überfluss auch schon über Jahre und da wurde eben öfter Nein gesagt und dann war gut. Wir haben das dann auch gelernt.

Wir haben ganz viel selber gemacht, und das ist auch heute noch so.
Sicher sind wir durch die Zeit in der DDR geprägt worden. Da es nicht alles gab, haben wir aus den Dingen, die wir hatten, einfach etwas gemacht. Es hieß nicht immer nur: Es muss alles neu sein. Es muss alles schöner sein. Es muss alles mehr sein. Und ich denke, das ist auch heute noch in meinem Privaten und meinem Beruflichen ein ganz ausschlaggebender Punkt, der mir manchmal auch speziell im Vergleich zu jungen Leuten auffällt. Da wird vieles weggeschmissen oder nicht so gesehen. Ich sage: Das sind ein Haufen Dinge, die Geld gekostet haben. Mal drüber nachzudenken, auch mal etwas wieder zu verwenden – das fällt jungen Leuten schwerer, das sind sie nicht gewöhnt. Wir konnten aus Materialien was zusammenstellen, ob im Privaten oder im Beruflichen, das spielte keine Rolle. Wir haben ganz viel selber gemacht, und das ist auch heute noch so. Mein Sohn hat das alles mitbekommen, ist handwerklich sehr geschickt. Der baut sich selber ein Haus aus und bastelt da immer dran rum. Ob das jetzt Malern, Fliesenlegen, Mauern ist. Das hat uns geprägt – diese Geschicklichkeit. Etwas für sich zu nutzen, um irgendwie auch alles, was man hat, mit wenigen Mitteln und mit wenig Geld zu erhalten.

Wir waren sieben Personen hier im Haushalt. Neben den drei Kindern waren noch die Schwiegereltern, die ich zu versorgen hatte. Es war ein ganz anderes Leben. Man musste sich selbst um die Dinge kümmern. Ob das der Anbau des Hauses, ob das Erdbeeren waren oder Gemüse. Dann wurde eingekocht – gerade im Herbst. Also, da war schon viel Arbeit, so dass man eigentlich außer für Beruf und Familie kaum Zeit hatte für anderes. Ich hatte aber auch nie Schlafstörungen. Ich bin abends ins Bett gefallen und habe geschlafen. (lacht) Das ist heute anders. Heute sage ich manchmal, ich könnte Zeitungen austragen, denn die Nacht ist manchmal um 3 Uhr um. Das ist früher nie passiert. Ich habe damals selber genäht, für die Kleine Kleidchen und

Röckchen, Jacken. Man hat das alles selber gemacht, auch gestrickt. Da blieb nicht mehr so viel Zeit. Man hatte auch seinen Bekanntenkreis.

Wenn ich nicht wählen gehe, sind vielleicht die an der Macht, die ich nicht haben will.

Für mich war damals auch nicht dieser Ruf nach Freiheit das Ausschlaggebende. Freiheit, reisen zu können. Für mich war die Meinungsfreiheit wichtiger. Heute ist die Freiheit da. Man könnte überall hin reisen. Aber wer kann es denn noch? Das ist ja genau so was: Es gab immer welche, die konnten früher reisen und können es auch heute. Aber es wird immer welche geben, die mit ihren finanziellen Mitteln unheimlich rechnen müssen. Und vielleicht sind es heute noch mehr Leute, weil ich auch das Gefühl habe, es gibt eine größere Kluft zwischen Arm und Reich, die entstanden ist – auch mit der Arbeitslosigkeit. Das kannte man früher nicht, dass man arbeitslos war. Wer seine Arbeit gut gemacht hat, der behielt seine Arbeit. All dies hat uns unheimlich geprägt, auch als Familie. Mein Mann wurde dann arbeitslos. Das ist schon ein Einschnitt.

Und wenn man heute hört, dass die und die Firma gerettet werden muss, da hängen ganze Familien dran. Es hat uns genauso getroffen. Da hing auch die ganze Familie dran. Das sind Dinge, die man so nicht erwartet hätte. Ich denke schon, dass die Meinungsfreiheit heute genutzt wird, aber viele resignieren auch. Das merkt man an der Wahlbeteiligung. Es gibt viele, die sagen, ich ändere ja sowieso nichts und da gehe ich auch nicht. Wenn ich nicht wählen gehe, ändere ich nichts. Ich weiß zumindest, dass ich etwas dagegen getan habe, was ich nicht will. Das ist ein wichtiger Punkt. Denn wenn ich nicht gehe, sind vielleicht die an der Macht, die ich nicht haben will.

Kinder und Kindergärten...

Nach der Wende gab es ja noch die drei Kindergärten in Holzhausen und die Krippe. 1992 sind alle zu einer großen Einrichtung zusammengelegt worden – die habe ich dann als Leiterin übernommen. Im ersten Jahr hatten wir 225 Kinder. Das war schon ein Brocken und es war auch nicht immer ganz einfach. Ab '92 wurden es weniger. Ich denke, es hat einfach mit der demographischen Struktur zu tun: 1973 kam ja die Legalisierung der Schwangerschaftsabbrüche, und von da an gab es weniger Kinder. Mir ist das besonders in Erinnerung, denn meine Tochter wurde im Dezember '73 geboren. Als sie dann in die Schule kam, gab es nur 14 Kinder in der Klasse. Davor waren es immer so ungefähr 30 gewesen. Da hat man schon diesen Knick gemerkt, der dann natürlich auch Anfang der 90er-Jahre wieder kam. Viele junge Frauen haben nach 1990 nicht mehr mit 19 oder 20 ihre Kinder bekommen, sondern erst später. Und es kamen die Stimmen aus dem Westen, man sei eine Rabenmutter, wenn man das eigene Kind in eine Einrichtung gäbe. Es waren aber auch viele Mütter in der Zeit arbeitslos, und haben ihre Kinder zuhause behalten.

Sehr niedrige Mieten,
Verfall der Bausubstanz...
„innen sah es besser aus".

Denkmalgeschütztes Geschäftshaus, Sanierung nach 1990

Fotografien: Sigrid Schmidt

Damals sind auch viele junge Erzieherinnen, die keine Kinder hatten, entlassen worden, als dieser Knick kam. Man hat damals hauptsächlich junge Leute entlassen, was allen heute auf die Füße fällt. Jetzt ringe ich um jeden jungen Menschen, der ausgebildet ist, damit sich die Altersstruktur wieder mischt.

2009: Leiterin der Kindertagesstätte Holzhausen

Susanne Scharff

1989: 25 Jahre, verheiratet, ein Sohn, Lehrerin

Ich war keine Revoluzzerin, aber ich versuchte, ein paar Dinge anders zu machen.

Im Herbst '89 war ich zum zweiten Mal schwanger, mit Laura. Ich war Lehrerin für Deutsch und Englisch an drei Schulen in Mockau und Thekla und Klassenlehrerin. Weil es damals wenige Englischlehrerinnen gab, pendelte ich immer zwischen drei Schulen. Ich war bestimmt keine Revoluzzerin, aber ich versuchte, ein paar Dinge anders zu machen. Zum Beispiel habe ich mich mit meinen Schülerinnen und Schülern geduzt. Die waren ja nicht einmal zehn Jahre jünger als ich. Die haben meinen Sohn Philipp fast mit großgezogen und wir hatten ein gutes Vertrauensverhältnis, so dass ich sie irgendwann mal fragte, wie sie das finden würden, wenn wir uns duzen. Das kam natürlich bei der Schulleitung raus. Ich hatte zwar gesagt: Wir können das wirklich nur unter uns tun. Aber sie haben es sehr genossen, wenn die Direktorin auf dem Hof neben uns stand, mich zu duzen. Oder ich gestattete ihnen, zu den FDJ-Veranstaltungen ohne FDJ-Hemd zu kommen. Ich sagte: Wer es nicht will, der muss nicht. Das war damals fast ein Vergehen. Ich fand das nicht revolutionär. Da haben ja andere ganz andere Dinge gemacht.

Manche Unterrichtsstunde begann schon sehr zeitig. Meistens schon um 7 Uhr, und Philipp musste vorher in der Kinderkrippe sein. Das ganze war in Mockau. Ich wohnte am Stannebeinplatz in Schönefeld. Ich erinnere mich sehr genau daran, dass es mir schwer fiel, Philipp zu tragen. Ich musste ihn manchmal fast eine Stunde tragen, weil immer öfter die Busse ausfielen, weil so viele in den Westen gegangen sind. Es gab kaum noch Busfahrer, d. h. ich konnte mich nicht mehr auf den Bus verlassen. In der Krippe war es jedes Mal

ein Theater. Deshalb wollte ich auch nicht, dass mein nächstes Kind in die Krippe geht. Er ging nicht gern dahin. Dann bin ich in die Schule, habe an diesen drei Schulen unterrichtet. Bin da hin und her gerannt, was manchmal wirklich schwierig war, weil die Pause nur 5 Minuten hatte, und ich von Mockau nach Thekla rennen musste. Aber es hat mir Spaß gemacht. Ich bin unheimlich gern in der Schule gewesen. Hatte ich mal eine Freistunde, habe ich Arbeiten kontrolliert, weil ich die Schlepperei nach Hause nicht besonders mochte. Dann holte ich nachmittags wieder Philipp ab, was sehr viel schöner war, als ihn abzugeben. Ich weiß auch noch, dass wir es sehr geliebt haben, gemeinsam Kaffee zu trinken, wenn mein Mann auch zeitig nach Hause kam. Oder auch raus zu gehen. Wir waren viel im Mariannenpark und haben da gepicknickt mit Phillip.

Es gab auch Unterschiede zwischen den Schulen.

In der Zeit der Montagsdemos kamen die Schüler mit Fragen. Und da wurde es schwierig. Man konnte nur antworten, indem man bei sich und ehrlich blieb. Es gab auch Unterschiede zwischen den Schulen. Ich habe das in Thekla sehr viel krasser erlebt und hatte auch dort Jungs, die sich nach der Öffnung der Grenze eindeutig zur rechten Szene bekannt haben. Das spürte ich auch schon vorher in verschiedenen Diskussionen – das war wirklich schwierig. In meiner eigenen Klasse hatten wir sehr offene Gespräche, und das war meistens sehr angenehm. Wir waren alle extrem aufgeregt. Niemand wusste, in welche Richtung es geht, aber es lag was in der Luft, und das hat sich auf uns übertragen.

Im Winter war ich wieder schwanger. Das musste ich meiner Klasse beibringen, denn ich hatte ihnen versprochen, sie auf jeden Fall durch die Prüfung zu führen. Das war eine Klasse, die schon mehrere Lehrerinnen-Wechsel hatte. Nachdem sie am Anfang ziemlich stur waren, denn ich war ja eine von vielen, haben sie sich aber schnell an mich gewöhnt und mich auf Händen getragen. Das habe ich auch genossen. Die wollten nicht noch mal verlassen werden – das habe ich auch verstanden. Ich sagte ihnen, egal was kommt, ich ziehe das mit ihnen bis zum Ende durch. Das habe ich dann übrigens auch getan und habe ihnen hochschwanger alle Prüfungen selber abgenommen und kurz darauf das Kind bekommen.

Bei den Demonstrationen war ich nicht so oft. Am Anfang ging mein Mann – da hatte ich furchtbare Angst. Ich bin mir gar nicht mehr sicher, ob ich schon wusste, dass ich schwanger war. Aber da war schon ein Kind und ich hatte Angst. Auch um den Vater. Als ich dann merkte, dass es nicht so gefährlich ist, wie ich es am Anfang annahm, hab ich nicht mehr so einen Terror gemacht, wenn er ging. Irgendwann bin ich mitgegangen. Aber nicht so oft. Ich hatte da nicht so einen extremen Spaß dran. Muss ich gestehen. Auch wenn mir die politische Dimension der Demonstrationen und deren Notwendigkeit klar war.

Da ging so ein Tor auf…
Wir waren zuhause an dem Tag, als die Mauer fiel. Die Nachbarin kam runter, klopfte an der Tür und erzählte uns etwas, das wir gar nicht fassen konnten. Das weiß ich noch, und dass es dann ein Gefühl von ganz großer Weite gab. Obwohl ich dazu sagen muss, ich war keine, die sofort die und die Länder bereisen wollte. Ich bin auch lange Zeit überhaupt nicht weg gefahren, das erste Mal im Februar 1990 nach Wien. Vorher tat ich keinen Schritt in den Westen. Das hat mich nicht wirklich interessiert. Ich hatte eher Sorgen, dass irgendwie alles nach rechts kippte. Aber trotzdem, das weiß ich noch, da ging so ein Tor auf.

Nach Wien wurde ich von Freunden eingeladen. Das war das erste Mal, dass ich mir den Westen anschaute. Da hatte ich einen ordentlichen Kulturschock – wegen des ganzen Glitzers. Aber unser Freund zeigte uns nicht nur den Glitzer, sondern auch die Ecken, in denen die Junkies saßen. Da hatte ich den zweiten Schock. Aber dort lernte ich auch eine fantastische Frauenszene kennen – mit Frauenverlag, Frauencafé, mit feministischer Schule und Frauenbuchläden. Da hat mich eine solche Sehnsucht danach erfasst, dass ich wusste, ich muss nach Wien ziehen oder ich muss in Leipzig irgendwas machen.

Das Leipziger Projekt Frauenbibliothek…
Ich hatte mitbekommen, dass Frauen sich in Leipzig organisieren. Als ich aus Wien zurückkam, bin ich zur Fraueninitiative und wurde mit offenen Armen empfangen. Da war ein ziemliches Gewusel. Es war ja in der Zeit, als ich noch Lehrerin war und mein Geld verdiente. Die Bücherecke, eine kleine Frauenbibliothek, war dann meine. Dazu hatte ich große Lust, weil Bücher passten einfach gut zu mir. Das lief parallel zur Schule bis zum Sommer. Dann war ich im Babyjahr. Und da konnte ich mich so richtig ausleben, ich hatte ja viel Zeit. In diesem ganzen Jahr war mir klar, dass ich in die Schule zurückgehe. Ich hatte noch engen Kontakt zu meinen Schülern und Schülerinnen. Nun war die Zehnte zwar raus, aber die anderen haben gewartet, dass ich wieder komme. Ende des Babyjahres suchte die Fraueninitiative dann jemanden, der die „Frauen-Bücher" übernimmt. Es waren ja nicht wenige, sondern schon reihenweise Bücherregale. Die vom Arbeitsamt geschickten Frauen konnten überhaupt nichts damit anfangen. Ich war total geknickt. Von Jenny, ebenfalls eine Frau aus der Fraueninitiative, kam dann die Aufforderung: Wenn du nicht willst, dass es wieder kaputt geht, dann musst du es eben machen.

Damit brachte sie mich auf die Idee, zu bleiben und die Frauenbibliothek weiter auszubauen. Über die Frauenkultur haben wir dann eine ABM eingerichtet, die ich dann zum Schluss selber besetzt habe. Aber es war ein Riesenkonflikt. Rundum fand das auch selten jemand eine gute Idee, in diesen Zeiten den guten Job aufzugeben. Mein Mann, der auch Lehrer war, hat z. B. in seiner Schule total gelitten. Er begann dann, eine freie Schule aufzubauen,

weil er wusste, er geht nicht wieder in das staatliche Schulsystem zurück. Das ging mir aber nicht so.

Ich bin in der DDR gut zurechtgekommen. Wahrscheinlich bin ich ein Mensch, der wirklich gut innerhalb von gesteckten Grenzen zurechtkommt. Aber wenn ich zurückblicke, bin ich froh, dass es so kam, wie es dann gekommen ist. Mein Leben wurde extrem bereichert mit dem, was dann möglich wurde. Die Freie Schule Connewitz habe ich ja dann mit aus der Taufe gehoben und als Mutter mit begleitet. Und ein Leben ohne die Frauenbibliothek MONAliesA – das wäre einfach zu schade, wenn es das für mich nicht gegeben hätte. Oder so etwas wie diesen Laden, so etwas hätte ich zu DDR-Zeiten wahrscheinlich auch nicht gewagt.

2009: Inhaberin des Geschäftes „Frau Scharff – Feines für den Alltag"

Uta Schlegel

1989: 46 Jahre, Lebensgemeinschaft,
Soziologin am Zentralinstitut für Jugendforschung

Ich wollte diesen Staat besser machen
und hielt ihn auch für verbesserbar.
Die politische Situation war 1989 ein großes Thema auf Arbeit. Und wie ich '89 erlebt habe, muss man unterscheiden – soziologischer Art, politischer Art und emotionaler Art.

Als Abteilungsleiterin am Zentralinstitut war ich erst sehr spät in die SED eingetreten. Und ich bin 1989 nicht ausgetreten, weil ich der Überzeugung war, und ich habe das auch so geäußert, dass nicht die Basis versagt hat. Sondern ich habe schon lange die immer größer werdende Schere wahrgenommen zwischen der Parteibasis und der Parteispitze. Das könnte ich auch empirisch belegen. Wir haben uns als Zentralinstitut auch direkt verhalten, z. B. zu den Äußerungen von Egon Krenz, als er in Peking war und für die DDR, falls hier ähnliches passieren sollte, chinesische Verhältnisse androhte. Oder zum *Sputnik*-Verbot. Wir fanden das unter aller Würde, dass diese Zeitschrift verboten wurde, und äußerten uns, dass wir dagegen sind. Auch als Parteigruppe.

Im Herbst war ich sehr zeitig mit auf der Straße – aber nicht bis zuletzt. Als es sich änderte von *Wir sind das Volk* zu *Wir sind ein Volk,* da war bei mir Feierabend. Ich wollte diesen Staat besser machen und hielt ihn auch für verbesserbar. Das war ein Irrtum, weil die politischen Strukturen erstarrt waren. Und: Ich bin keine Ökonomin, wusste nicht, wie tief wir ökonomisch standen. Eigentlich zählten wir ja zu den zehn stärksten Industriestaaten der

Welt. Na, Halleluja! Da habe ich mich nur gewundert, als dann die Treuhand kam und alles für eine Mark verscheuert wurde.

Sukzessiv sind während der Wende viele aus der Partei ausgetreten. Wir haben ungeheuer viel darüber diskutiert. Ich bin nicht aus der Partei ausgetreten, weil ich mir mit der Mehrheit der Genossen einig war: Ich habe da nicht individuell auszutreten – die sollten sich halt auflösen. Das taten sie aber nicht. Das ging dann so aus, dass ich auch den nächsten Ausweis bekam. Da hieß die Partei dann SED – PDS. Und die Parteigruppen, die früher immer in den Betrieben waren, wurden ins Wohngebiet verlegt. Ich bin dann irgendwo als Karteileiche mal auf der Strecke geblieben.

Und Soziologen, und im Speziellen die Jugendforscher, sind ja Diagnostiker und keine Therapeuten.
Soziologisch wussten wir im Zentralinstitut, dass die Verbundenheit der Bevölkerung mit der DDR seit 1986 sturzbachartig den Bach runter ging. Wir hatten Zeiten mit einer hohen DDR-Verbundenheit. Zum Beispiel '73/ '74. Empirisch erfasst. Wenn heute behauptet wird, die Regierung hätte grundsätzlich 40 Jahre lang gegen die Mehrheit der DDR-Bevölkerung regiert und agiert, so stimmt das nicht.

Also ungefähr '73 hatten wir den Höhepunkt, dass sich zwei Drittel der DDR-Bevölkerung mit der DDR identifiziert haben: mit ihrer Friedenspolitik, Frauenpolitik, Jugendpolitik, Sportpolitik... Ab 1986, das korrespondiert natürlich mit Gorbatschow, ging dann die DDR-Verbundenheit, die wir lange untersucht haben, irreparabel den Bach runter. Also gerochen haben wir den Braten. Veröffentlicht wurde das natürlich nicht. Wir hatten mehrere Geheimhaltungsstufen. Die geringste war VD (Vertrauliche Dienstsache), dann VVS (Vertrauliche Verschlusssache) und GVS (Geheime Verschlusssache). Und darunter fielen politische Einstellungen, also Einstellungen zur DDR. Das war GVS. Aber auch solche Dinge, die damals Lothar Bisky untersucht hat. Er war bei uns Abteilungsleiter Massenkommunikation. Die Nutzung der westlichen Medien durch Jugendliche war grundsätzlich GVS. Oder auch Wehrdienstverweigerung, Spatensoldaten und solche Sachen. Bestimmte Themen waren per se GVS, die DDR-Identität gehörte dazu.

Teilweise waren das Auftragsforschungen, teilweise haben wir von uns aus Untersuchungen gemacht. Wir haben die Daten ausgewertet und auch

Die meisten der Demonstrierenden positionierten sich deutlich gegen die rechten Sprüche der Republikaner aus der BRD, die sich ab November verstärkt unter die Demos mischten.

Fotografie: Sigrid Schmidt

mehrheitlich Ableitungen getroffen, was politisch daraus folgt. Und das hat der Auftraggeber dann getan oder nicht getan. Und Soziologen, und im Speziellen die Jugendforscher, sind ja Diagnostiker und keine Therapeuten. Zwar haben wir versucht, Ableitungen zu treffen, was zu ändern sei im Sinne des gesellschaftlichen Fortschritts. Aber die „Therapeuten", die verändern, das sind die Politiker.

Solche Untersuchungen kann man nur mit einer gewissen institutionellen, personellen Kontinuität machen.

Aus dem Institut ist niemand ausgereist. Das hat mich auch gar nicht gewundert. Ich halte dieses Reiseverbot in den Westen bis heute für komplett überflüssig, da ich davon überzeugt bin, dass 90 % wieder gekommen wären. Als ich z. B. dienstlich eine Einladung nach Wien hatte, durfte ich nicht hinfahren. Das habe ich als individuellen Misstrauensantrag aufgefasst. Ich kann schwören, dass ich immer wieder gekommen wäre.

Der Direktor Walther Friedrich wollte das Institut retten, indem er es umstrukturiert, abspeckt, anderes Profil usw. – das war aber nicht mehr zu leisten, trotz anfänglicher Hoffnung. Es war abzusehen. Wenn es ein Deutsches Jugendinstitut München gibt, dann muss das Zentralinstitut für Jugendforschung in Leipzig natürlich abgesägt werden. Aber das haben die inzwischen bereut, weil wir in bestimmten Bereichen deutlich besser waren. Besonders im Bereich der Längsschnittstudien. Das war auch strukturell bedingt. Wir erhoben Längsschnittstudien unter Jugendlichen – z. B. unter StudentInnen vom Abitur bis über das dreißigste Lebensjahr. Nur so kannst du individuelle Entwicklungen verfolgen; nicht nur mit Querschnittsuntersuchungen. Und solche Untersuchungen kann man nur mit einer gewissen institutionellen, personellen Kontinuität machen. Die gab es bei uns. Wir hatten unbefristete Arbeitsrechtsverhältnisse, Vollerwerbstätigkeit, und da konnten solche Studien über zehn bis zwanzig Jahren durchgeführt werden. Heute, bei diesem Gespringe von Projekt zu Projekt alle drei Jahre, sind solche Studien überhaupt nicht zu leisten. Das war also praktisch nur in der DDR möglich. Diese Studien werden auch heute noch genutzt. Wir waren da besser.

Nur als Beispiel:
Der westdeutsche Kriminologe Christian Pfeiffer war vor wenigen Jahren in Leipzig an der Uni und wollte dort seine Thesen vertreten. Da haben sich die Soziologen in Leipzig – neben Berlin war Leipzig ja die Hochburg der Soziologie in der DDR – in die Wolle gekriegt und zerfielen in zwei Parteien. Die einen sagten: Mit so etwas Unwissenschaftlichem setzt man sich gar nicht erst ernsthaft auseinander. Und die anderen sagten: Das soll er sonstwo erzählen, aber nicht in Leipzig. Ich gehörte zum zweiten Teil. Wir nahmen die sächsische Längsschnittstudie von Prof. Peter Förster. Die begann 1986, da waren die Jugendlichen 14, und die verfolgt er wissenschaftlich

bis heute. Und wir schauten, ob es stimmt, dass diejenigen, die 1986 besonders kollektivorientiert waren – das ist ja Pfeiffers These, hinsichtlich der Gruppenkriminalität und des Rechtsextremismus im Osten – also wo die heute politisch stehen. Und es ist eindeutig so, dass diejenigen, die mit 14 stark kollektiv orientiert waren, heute eher links stehen. Und auch nicht kriminell sind. Also das Gegenteil seiner Theorie ist der Fall. Pfeiffer kann gar nichts belegen, weil er keine Längsschnittstudie hat. Wir sind in der Uni dann gegen ihn aufgetreten.

Empirische Daten retten zu wollen, da brauchten die unbedingt Ludwig und Schlegel…

Ende 1990 wurde das Institut geschlossen. Wir konnten uns dann bewerben am Deutschen Jugendinstitut in München. Wir wurden zu seiner „Regionalstelle Leipzig" in Gohlis. Sieben von uns haben sie genommen. Die sind da ganz pragmatisch vorgegangen. Hauptaufgabe war es, alle Daten zu retten für das Zentralarchiv für Sozialwissenschaften in Köln und die Forschungsberichte für das Informationszentrum Sozialwissenschaften in Bonn. Ich hatte keine Stasiverwicklung, der Kollege Prof. Rolf Ludwig auch nicht. Und mir war klar, dass wir als Erste genommen werden. Denn wenn sie alle empirischen Daten retten wollten, brauchten die unbedingt Ludwig und Schlegel. Aus Sicherheitsgründen mussten die Daten, die wir erhoben, getrennt aufbewahrt werden – die Fragebögen, die Forschungsberichte und die Daten. Prof. Ludwig war Abteilungsleiter Datenverarbeitung, Berechnungen, Clusteranalysen etc. – er hatte die harten Fakten, ohne ihre Bedeutung. Und ich hatte den Panzerschrank mit den Fragebögen und Forschungsberichten. Denn wenn du die Frage nicht hast, kannst du natürlich nichts zuordnen. Und wenn sie die Daten retten wollten, brauchten sie uns also beide, um die Daten zusammenzukriegen. Bei mir spielte offenbar noch eine Rolle, dass ich gut Russisch konnte. Es sollten noch gemeinsame Konferenzen stattfinden – und von den Münchnern sprach keiner Russisch. Und es fehlte ihnen das Feeling für die andere Kultur, für die sowjetischen Kollegen.

Ich bin dort aber nur noch ein Jahr geblieben, habe das nicht ausgehalten. Wir bekamen eine Abteilungsleiterin aus München. Die hatte wirklich keine Ahnung und agierte sehr arrogant. Es war damals eine Frechheit zu kündigen, da es ja ein Privileg war, übernommen zu werden. Der Direktor vom Deutschen Jugendinstitut München hatte mitbekommen, was in Leipzig los war. Diese Inkompatibilitäten zwischen der Leiterin und uns. Er schlug mir vor, an eine Wissenschaftseinrichtung zu gehen, die für fünf Jahre die Transformationsprozesse im Osten untersuchen soll – KSPW (Kommission für die Erforschung des sozialen und politischen Wandels in den neuen Bundesländern). Das habe ich dann gemacht. Strategisch war das natürlich ein Fehler. Typisch Ossi, die ich ja nun bin. Es war eine „mangelnde Handlungsfolgeabschätzung". Ich hätte mit 47 Jahren nicht in ein befristetes Arbeitsverhältnis für fünf Jahre gehen sollen. Aber es hat mich

natürlich inhaltlich gereizt. Was passiert, wenn du ein ganzes Volk in andere Strukturen stellst? Jugendliche, Ältere – mit ganz neuen Koordinaten. Neue Verkehrsordnung, neue Einkommenssteuererklärung, neues Familienrecht, Abtreibung und all so was. Das war ein soziologisches Großexperiment. Das hat mich interessiert. Aber danach war ich dann schon fünfzig. Und da bekommst du z. B. auch keine unbefristete Arbeit mehr.

Modernere Geschlechterverhältnisse in der DDR...
Kohl behauptete ja damals, dass wir in fünf Jahren die Einheit vollzogen haben werden, wir „blühende Landschaften" haben und sozusagen „ein einig Volk von Brüdern" sind. Und wenn du Soziologin bist, oder Politologin, dann hast du genau gewusst, dass dies das Einzige ist, das nicht passieren wird. Nach vierzig Jahren unterschiedlicher politischer Kultur, familiärer Kultur... einschließlich natürlich der völlig unterschiedlichen Stellung der Frau.
Ich arbeitete bei der KSPW zu individueller Verarbeitung von Transformationsprozessen insbesondere bei Jugendlichen, Frauen und sogenannten jungen Alten, also denen, die in Vorruhestand gehen und nicht zurück in den Arbeitsmarkt wollten. Damit war ich natürlich mit den Geschlechterverhältnissen an einer Stelle, an der ich gegen den Strom schwamm, weil ich '93 in einer Publikation behauptete, dass – im Unterschied zu sonstigen Transformationsdebatten auf dem Hintergrund von Modernisierungstheorien – die Stellung der Frau in der DDR eine modernere, eine gleichberechtigtere war als in der BRD.

Ich sage nicht, dass alles in Ordnung war. Ich sehe auch die kritischen Punkte. Aber sie waren gleichberechtigter, und das kannst du belegen nicht nur am gesetzlichen Schwangerschaftsabbruch. An der Bildung kann man das auch gut festmachen. Seit '73 hatten wir in der DDR mehr weibliche StudentInnen und AkademikerInnen als männliche. Auch die ökonomische Situation der Frau war eine selbständigere. Frauen konnten sich also auch ungeachtet ökonomischer Verhältnisse scheiden lassen. Und da lag ich natürlich quer, als ich publizierte, dass die DDR modernere Geschlechterverhältnisse hatte. Das war ein bisschen zu früh. Damit gerietst du schnell in den Verdacht, ein ewig Gestriger zu sein und die DDR wiederhaben zu wollen, was natürlich für mich überhaupt nicht stimmte. Heute ist das unstrittig. Jetzt gehört das zum Alltagswissen. Aber damals war es noch politisch riskant, so etwas in der Wissenschaft zu behaupten.

Was ich natürlich besser fand, ist, dass die Frau deutlich selbstbestimmter war, vielleicht dreißig Jahre eher als in der Bundesrepublik. Bis hin zur körperlichen Selbstbestimmung einer Schwangerschaft oder Nichtschwangerschaft. An sich charakterisiere ich den Lebenszusammenhang der DDR-Frau als „ökonomische und reproduktive Autonomie". Also die DDR-Frau war ökonomisch autarker, auch was die Reproduktion betrifft, wann und ob sie Kinder bekam, selbstbestimmter als zu gleicher Zeit die West-Frau.

Was ich allerdings kritisch sehe, schon zu DDR-Zeiten, ist, dass diese Bedingungen wie Schwangerschaftsabbruch, Kindereinrichtung..., also alles, was den doppelten Lebensentwurf ermöglichte, fast ausschließlich von Männern initiiert worden ist – Frauen im Wesentlichen Objekt von Politik waren. Das ändert nichts am historischen Fortschritt dieser Dinge. Aber das erklärt für mich einiges nach der Wende, als sich Ost-Frauen so wenig gewehrt und solidarisiert haben.

2009: Soziologin im (Un)Ruhestand

Sigrid Schmidt

1989: 51 Jahre alt, verheiratet, eine Tochter, freiberufliche Fotografin

Meine niedrige Rente liegt auch an den schlechten Honoraren, die wir hatten.
1989 habe ich als freiberufliche Fotografin gearbeitet. Ich selber hatte nie die Absicht auszureisen. Ich habe nie drüber nachgedacht, ob ich hier weg will. Ich hatte eigentlich immer schöne Arbeit, die mir und meiner Mentalität entgegen kam. Ich machte Modefotos, habe auch für den Brockhaus-Verlag kleine Fotobücher gemacht – landschaftliche Sachen. Meine niedrige Rente liegt auch an den wahnsinnig schlechten Honoraren, die wir hatten. Wir haben für ein Foto oft nur 25 DDR-Mark bekommen und da saß ich manchmal drei Tage an so einem Bild, bis ich alles beieinander hatte. Das Material über die Steuer abzurechnen, war auch so ein Problem. Da gab es nur so eine Pauschale. Heute kannst du ja alles, was du an Unkosten hast, in die Steuer mit rein geben. 25 Mark für ein Einzelfoto. Der Verlag, für den ich sehr viel arbeitete, hatte ein Gesamt-Seitenhonorar von 100 Mark. Und wenn ich mal ein ganzseitiges Foto hatte, dann hatte ich 100 Mark. Aber das war selten. Meistens waren zwei bis drei Bilder auf einer Seite und dann wurde das Honorar immer geteilt. Obwohl der Arbeitsaufwand pro Foto ja immer der gleiche war.

Ich hatte in meiner Wohnung einen 34 qm großen Raum. Dort habe ich jahrelang gearbeitet. Schwierigkeiten, Arbeitsräume zu bekommen, hatten alle Künstler. Wenn du eine Arbeit als Freiberuflerin bekommst, dann musst

du sie machen. Da kannst du nicht sagen, dass du Probleme gehabt hast. Das ist heute noch genauso. Der Beruf war aufwendig. Manchmal gab es nicht einmal Fixierbad für die Schwarz-Weiß-Film-Entwicklung. Das ist die primitivste Chemikalie, die du in der Fotografie-Entwicklung brauchst. Wir mussten halbjährlich beim Chemie-Handel bestellen und ich hatte immer viel Arbeit im Dezember/November, weil im Januar für die Messestände Ministerratsvorlage war, und die Grafiker klebten gern die Originalfotos schon ein. Und da hatte ich mal kein Fixierbad, obwohl ich es im Sommer bestellt hatte. Ich rief immerzu im Chemie-Handel an, weil ich abliefern musste. Das war furchtbar. Da hast du dann unter den Kollegen rumtelefoniert, ob dir jemand Fixierbad borgen kann.

Das kam nie aus dem Zimmer raus, in dem wir gesessen haben…
Diskussionen über die Situation in der DDR gab es immer. Unter Kollegen. In der Familie. Bis Anfang des Jahres '89 war ich in der SED. Ich komme aus einer linken Familie, ich bin so groß geworden. Mein Vater war Kommunist. Er hat vor 1933 Flugblätter verteilt und illegale Arbeit geleistet. Meine Mutter hat mich auch so erzogen, und vor allem dachte sie, dass es nur im Sozialismus den Menschen gut gehen kann. Das kriegst du mit der Muttermilch. Und in diesen Parteigruppenversammlungen, die wir dann hatten, haben wir immer vom Leder gezogen. Immer alles gesagt. Da hat keiner ein Blatt vor den Mund genommen. Aber ich glaube, das kam nie aus dem Zimmer raus, in dem wir gesessen haben. Anfang '89 hatten wir wieder so eine Parteiversammlung und da dachte ich, jetzt ist Schluss hier, du wirst sowieso nur vollgeleimt. Ich knallte mein Parteibuch hin und bin gegangen. Wir dachten immer, wir könnten was erreichen. Heute weiß ich, dass die Berichte geschönt waren und unsere Anliegen nie in die höhere Instanz der Partei getragen wurden – diese ganzen Materialschwierigkeiten zum Beispiel.

Und dass ich der Arbeiterklasse unterstelle, Mist zu produzieren.
Ich hatte einen Auftrag für eine Jugendmodezeitung in Leipzig. Da kamen eine Modegestalterin und ein Fahrer. Es gab so einen kleinen Wagen, in dem die Sachen hingen und in dem sich die Mädchen umziehen konnten. Wir hatten die erste Serie in der Stadt fotografiert und dann ging mir ein Objektiv kaputt. Ich rannte in diesen Industrieladen in der Hainstraße. Da gab es einen großen Fotoladen und die hatten dieses Objektiv da. Sie kannten mich auch gut und ich habe es auch sofort gekauft. Wir arbeiteten dann weiter. Und ich gebe meine Dias im Verlag ab und da ruft mich die Kollegin an und meint: Frau Schmidt, diesmal sind bei Ihnen alle Sachen unscharf. Kommen sie mal schnell zu uns. Wir mussten dann das ganze Heft wiederholen. Mir ging es so schlecht. Das war mir in meinem Leben noch nie passiert. Es waren nur die Fotos mit dem neuen Objektiv. Ich schickte das Objektiv nach Jena in die Reparatur. Und die haben die Garantieansprüche erfüllt und das Objektiv repariert. Ich habe es dann in Ruhe getestet, was ich ja vorher nicht konnte. Es gibt bestimmte Dinge, die du fotografieren musst, um die Auflösung zu

prüfen. Das Objektiv war okay. Es ist dann mein Lieblingsobjektiv geworden. Dann haben wir die Kosten für die ganzen Wiederholungen an die Firma Carl-Zeiss-Jena geschickt. Die haben das natürlich abgelehnt. Ich bekam einen ganz gemeinen Brief, dass ich als Profi doch meine Einstellparameter überprüfen soll. Und dass ich der Arbeiterklasse unterstelle, Mist zu produzieren. Der Künstlerbund hatte einen Justiziar und der kannte all die Künstlerprobleme. Dem schickte ich dann diesen Briefwechsel und der regelte das auch. Wir haben dann unser Geld bekommen. Heute weiß ich aber, dass es jetzt auch nicht anders läuft. Du wirst erst mal in die Ecke gedrängt.

Auf den ersten Demos haben wir noch sehr gehemmt fotografiert…
Die ersten Bewegungen in Leipzig habe ich mit Interesse wahrgenommen. Das wurde von Mund zu Mund getragen. Eine Freundin ist schon immer zu den Montagsgebeten gegangen und war mit auf dem Platz, als es die ersten Rangeleien mit der Polizei gab. Ich kann gar nicht sagen, wie ich es empfunden habe. Als spannend und als logisch. Es konnte nicht anders sein, es musste was passieren. Wir waren mehrere Fotografen auf den Demos. Uns brannte das irgendwie unter den Nägeln. Wir haben noch sehr gehemmt fotografiert, muss ich sagen. Bei der ersten Demo habe ich überhaupt nicht fotografiert. Am 09. Oktober mich rief ein Kollege an. Er hatte die ganzen LKWs der kasernierten Volkspolizei auf den Landstraßen stehen sehen. Da bin ich zu den Kindern gegangen und habe gesagt: Geht ja nicht zu der Demo. Und lasst die Anna zuhause. Das war das Enkelkind. Sie war noch ganz klein. Ich hatte echt Angst.

Bei meiner ersten Demo war eine unheimliche Ruhe. Als wir um die Runde Ecke gekommen sind, wo die Grünanlage wieder anfängt – da steht vor mir eine Frau. Und da lag eine Flasche am Straßenrand und sie bückte sich, um sie aufzuheben. Ich dachte, die wird sie doch nicht werfen an die Runde Ecke, an die Tür. Und da waren Sträucher und sie legte die Flasche da drunter. Sie hatte das gleiche gedacht wie ich: Bloß keinen Krawall machen. Die Unruhe hätte ausbrechen können. Hätte irgendjemand etwas Dummes gemacht, hätte es sonstwas gegeben. Da standen auch noch Polizisten rum. Die standen überall in der Stadt. Es gab viele Transparente, die eine neue DDR wollten. Freie Wahlen. Das kommt ja auf den Fotos zum Ausdruck. Mir ist das ähnlich gegangen. Als Schabowski dann sagte, dass ab heute Reisefreiheit herrscht, da dachte ich: Gut. Es nimmt also seinen Lauf. Historisch gehört Deutschland nun wieder zusammen.

Jetzt kannst du arbeiten, tun und lassen, was du willst.
Es gab da so einen gewissen Optimismus in einem selbst. Ich dachte, beruflich kommen jetzt Chancen auf mich zu. Jetzt bekomme ich schönes Material. Jetzt kannst du arbeiten, tun und lassen, was du willst. Und dann brach ein Auftrag nach dem anderen weg. Die Verlage waren alle als erste tot. Und dann standest du vor einem großen Loch. Das war deprimierend und

enttäuschend. Es war ein wahnsinniger Prozess der Erkenntnis – rückwärts wie vorwärts. Ich war immer freiberuflich. Wir haben uns regelmäßig im Künstlerverbund getroffen, „Arbeitsgruppe Foto", haben dort auch Projekte gemacht. Und in dieser Fotogruppe gestalteten wir gleich nach der Wende eine Ausstellung von Demofotos. Die hat unglaublichen Zulauf gefunden. Und dann ist diese Ausstellung einfach abgehangen worden.

Nach 1989 hatte ich noch ein bisschen Arbeit und war noch sehr hoffnungsvoll. Dann kamen vor allem berufliche Probleme in der Form, dass wir neue Steuerabrechnungen machen mussten. Wir mussten zusehen, wie wir mit neuen Materialien zurechtkommen. Wir haben uns im kleinen Kreis von Fotografen getroffen: Der eine hat diese Blitze gekauft, der andere die anderen. Wo bekommen wir welches Material her? Wir kannten die ganzen Hersteller nicht. Ich bestelle jetzt z. B. bei einem Anbieter am Bodensee meine Materialien. Es war am Anfang hoch problematisch, das alles herauszufinden. Das war auch organisatorisch ein großer Umbruch für uns. Ich hatte Buchprojekte laufen, die plötzlich ins Wasser gefallen sind. Zum Beispiel bei einem Kinderbuchverlag in Halle. An diesem Buch hatte ich schon ein Jahr gearbeitet. Der Verlag ist dann für einen Euro an einen Wessi gegangen, der das dann alles nicht mehr weitermachen wollte. Da gab es so eine kleine Elefantenreihe, ähnlich den Comics. Die haben sie weiterproduziert. Das war das einzige. Dann hatte ich noch ein Buchprojekt in Arbeit über Dorfkirchen in Sachsen im Verlag Edition. Ich hatte schon drei Kirchen fotografiert. Das ist dann alles den Bach runter gegangen. Die Bücher wurden nicht mehr beendet.

Nach der Wende versuchte ich neue Fotos von Stellen in Leipzig zu machen, die ich früher schon einmal fotografiert hatte – um die Veränderungen zu dokumentieren. Aber das ist fast gar nicht mehr möglich, weil überall Autos stehen. Du kommst eigentlich überhaupt nicht mehr ran.

Mölbis, das schmutzigste Dorf Europas,
15 km entfernt von Leipzig

Ich hatte ein gravierendes Erlebnis nach der Wende, das mich geprägt hat. Ich bin im Januar 1990 nach Mölbis gefahren. Das liegt hinter Espenhain, der Brikettfabrik, die den ganzen Smog für Leipzig produziert hat. Der ganze Dreck zog immer über die Kippe und fiel in Mölbis runter. Es war ein furchtbares Dorf. Und dieses Mölbis habe ich fotografiert, weil ich dachte, dass da doch endlich mal offen drüber gesprochen werden muss. Als ich zum ersten Mal aus Mölbis nach Hause kam, hatte ich das Gefühl: Jetzt steigst du erst mal in die Badewanne, weil ich auf dieser Halde rum gelaufen bin. Und immer eine Angst im Rücken – im Januar '90. Ich dachte: Hier ist sicher noch die Betriebspolizei im Werk. Als ich mir nach Mölbis die Haare gewaschen habe, ist schwarzer Schaum runtergekommen. Und den habe ich fotografiert. Das ist zwanzig Jahre her. Für uns ist das aber gegenwärtig.

Das Braunkohlekraftwerk Espenhain. Da Erdöl fehlte, war Braunkohle die Basis der DDR-Wirtschaft, ohne Umweltschutz.

Manchmal brannten am helllichten Tag Fackeln am Straßenrand, damit man nicht von der Fahrbahn abkam, so dicht war der rußige Nebel aus Espenhain.

Mölbis, das schmutzigste Dorf Europas – 1 km von Espenhain, 15 km von Leipzig entfernt.

Fotografien: Sigrid Schmidt

Ich fuhr dann mal mit den Öko-Löwen drei Tage nach Hannover, man hatte uns eingeladen. Da haben wir schöne Sachen gesehen. Ich war in der Gruppe „Energie und Kraftwerksbau". Das waren für uns böhmische Dörfer: „Ökologie und naturnahe Produktion", davon hatten wir noch nie was gehört. Sie führten uns in ein Öko-Haus, in dem das Wasser wieder erneuert wurde, grünes Dach usw. – also, es war eine rasante Zeit. Zu DDR-Zeiten hat man nichts davon gehört, dass es so ein „Dreckdorf" wie Mölbis gibt. Das hätten sie vor fünfzig Jahren leer räumen müssen, niemand hätte dort wohnen dürfen.

Privat.
Auf der Post stand ich 1990 mal in einer langen Schlange – da entstand so eine Diskussion. Die Leute haben ja immer und überall geredet, es war eine aufgekratzte Zeit. Da stand ein Herr hinter mir, der meinte: Endlich haben wir die Freiheit. Jetzt können wir überall hin. Jetzt können sie uns den Wald nicht mehr zumachen. Da habe ich gesagt: Wissen sie was jetzt am Wald dran steht? Privat.

Heute, zwanzig Jahre später, ist es eine andere Lebensqualität. Man kann es nicht gegeneinander abwägen. Es ist vieles verloren gegangen, nämlich das menschliche Miteinander. Das war in der DDR auf alle Fälle besser – vielleicht, weil die Menschen aufeinander angewiesen waren. Aber es war auch so, dass kein Mensch mehr hatte als der andere – zumindest unter der „Normalbevölkerung". Es waren alle etwas mehr gleich. Heute ist das nicht mehr so. Es ist heute so eine Karrieregesellschaft. Rücksichtslos. Ich empfinde es so.

2009: Fotografin im (Un)Ruhestand

Renate Rietzke

1989: 56 Jahre, verheiratet, vier Kinder, Ärztin, Poliklinik Schwerin-West

Aus einem Brief an die Tochter in Leipzig
vom 12. Oktober 1989
„... In allen Nachrichten der letzten Tage taucht immer wieder der Name Leipzig auf und ich muss viel an Euch denken. Unbeteiligt kann man bei diesen Ereignissen nicht sein und so war ich in Sorge um Euch. Wie wissen so wenig von Euch, was Ihr empfindet. Und deshalb schreibe ich Dir diese Zeilen. Wir führen mit vielen Menschen lange Gespräche, sind betroffen und erregt – und von Euch wissen wir nichts.
Zu schade, dass ich Dich nicht anrufen kann. Ich wünschte, wir könnten uns öfter sehen und austauschen. Also schreibe ich heute morgen diese Zeilen und will sie gleich einwerfen. Die Nachrichten von gestern und heute klingen ja schon hoffnungsvoller. ..."

Aus einem Brief an ihren Mann auf Kur in Bad Schandau
vom 31. Oktober 1989

Lieber Hansjürgen!
Ein letzter Gruß an Dich. Ich hoffe, dass diese Karte noch am Donnerstag ankommt. Heute Morgen soll sie in den Kasten. Der Regen hat aufgehört, die Sonne scheint. Und laut Wetterbericht gibt es bis Sonnabend keine Nachtfröste. Also werden wir den Garten gemeinsam räumen. Noch steht alles gut da draußen und die Primeln blühen. Ich hoffe, Du freust Dich, wieder auf Dein Grünstück zu kommen. Es ist doch schön hier. Vor allem kannst Du dann am kommenden Montag das Friedensgebet und den Schweigemarsch miterleben.

Es ist schon ein starkes Gefühl, mit so vielen Menschen auf der Straße zu sein. Und immer trifft man Bekannte. Gestern ging Detlef H. vor mir. Und Frau Ilse M. konnte ich zum Geburtstag gratulieren. Sie war mit ihren Freundinnen auch dabei. Die Zeitungen und auch die Aktuelle Kamera sind interessant. Ich habe Dir viele Zeitungsausschnitte aufgehoben. Dann liegt auch noch die dicke Mappe von der Synode auf dem Tisch. Du wirst schon wieder in den Schlafmangel hinein kommen, bei dem, was Du alles nachzuholen hast. Wie gut, dass das Wochenende noch frei ist. Teilst Du mir mit, wann Du kommst? Damit ich nicht nachts erschrecke, wenn jemand ans Fenster klopft? Ich wünsche Dir einen schönen Abschluss und eine gute Heimfahrt.
Liebe Grüße, Renate

Susanne Wagner

1989: 21 Jahre, ledig, Studentin, Pädagogik Deutsch/Englisch

1989 hatte ich meine ersten schwierigen Erlebnisse
mit dem System DDR hinter mir
1989 studierte ich im zweiten Studienjahr an der Uni Leipzig. Eigentlich wollte ich keine Lehrerin werden, aber das, was ich studieren wollte, gab es nicht in der DDR. Anglistik gab es als Studiengang gar nicht, und Germanistik, was das zweite gewesen wäre, dafür gab es pro Jahr 11 Studienplätze in der ganzen DDR. Deswegen nahm ich dann diese Mixtur und sagte: Gut, dann tue ich eben so, als werde ich Lehrerin. Ich habe das dann studiert und hatte geplant, am Ende des Studiums einen Stimmtest machen zu lassen und da durchzufallen. Ich wusste, dass meine Stimme nicht sehr belastbar ist, und

in der DDR war das ein wichtiges Kriterium für den Lehrer- und Lehrerinnen-Beruf. Vielleicht wäre ich dann Kulturhausleiterin geworden. Das war die Idee. Aber dann kam die Wende, und alles wurde anders.

Ich hatte eine gute Seminargruppe, in der ich mich sehr wohl gefühlt habe. Wir haben viel Quatsch miteinander gemacht, aber auch viel gemeinsam gelernt. Wir hatten auch montags Seminare und Vorlesungen. Ich erinnere mich daran, dass uns bestimmte Dozenten und Dozentinnen ernsthaft davor warnten, montags in die Innenstadt zu gehen, weil das konterrevolutionär wäre. Es waren nur einige. Das hat uns tief in die Charaktere blicken lassen. Interessanterweise hat sich im Nachhinein herausgestellt, dass eine von denen, die uns nicht vor der „Konterrevolution" warnte, und von der wir dachten, sie wäre auf unserer Seite, dass die eine ganz lange STASI-Akte hatte. Sie hat wahrscheinlich auch alles weiter erzählt, was wir mit ihr besprochen haben. Das war hart.

Mit 21 Jahren hatte ich schon lange genug in der DDR gelebt, um mitzubekommen, wie das in der DDR läuft. Ich hatte meine ersten schwierigen Erlebnisse mit dem System DDR hinter mir – und deutliche Zweifel entwickelt, ob die Ausführung der Idee „Sozialismus" gut ist. Aber im Prinzip ging es mir ganz gut in dem Land. Im Frühjahr '89 kam das *Sputnik*-Verbot... Das war eine Zeitschrift, die in der Sowjetunion verlegt wurde und die es als Lizenzausgabe in der DDR gab. Sie brachte immer sehr interessante Beiträge, auch aus der Wissenschaft, manchmal ein bisschen esoterisch. Es war ein Journal, das ich sehr gern gelesen habe. Nachdem Gorbatschow an die Macht gekommen war, standen da nun Sachen drin, die für die DDR-Oberen kritisch waren. Also wurde der *Sputnik* verboten. Das war für mich ein Schock, weil ich dachte, das kommt doch aus der Sowjetunion, also muss es ja eigentlich per definitionem gut sein. Das Verbot wurde sehr breit diskutiert. In meiner Seminargruppe waren relativ viele, die das Verbot nicht gut fanden. Und so haben wir uns überlegt, dass wir ans Post-Ministerium schreiben und dagegen protestieren. Damit es nicht so nach Absprache aussieht, überlegten wir, dass wir das alle einzeln und von zu Hause aus tun. Dann haben wir alle ein Briefchen geschrieben und dieses in den heimatlichen Briefkasten geschmissen – und waren dann ziemlich konsterniert, als es ein paar Wochen später Zusammenrufungen gab. Unsere FDJ-Sekretärin sollte ins Institut kommen. Da saß dann die Instituts-Direktorin und hatte alle unsere Briefe auf dem Tisch. Unsere FDJ-Sekretärin kam wieder, war völlig fertig und sagte: Das kann

ja gar nicht wahr sein. Es stand ja in den Briefen gar nicht, wer wir gemeinsam sind und was für Zusammenhänge es waren. Das war offensichtlich an der gesamten Uni so, und die Institutsdirektoren und -direktorinnen haben sehr unterschiedlich reagiert. Manche haben ein richtiges Fass aufgemacht. Unsere meinte, wir sollten uns beim nächsten Mal etwas vorsehen, denn es könnte sein, dass das irgendwann mal mit einer Exmatrikulation endet. Dann hat sie die Briefe aber nicht wieder ausgehändigt, sondern mitgenommen. Vermutlich liegt meiner noch in meiner STASI-Akte, die ich noch nicht angeschaut habe. Da habe ich das erste Mal so richtig gedacht, dass das so nicht geht. Ich habe das erste Mal mitbekommen, wie weit die Postkontrolle und die Überwachungen und das Wissen um die Leute im Land überhaupt gegangen sind und was für Auswirkungen das haben konnte.

Damals wollte ich auch noch nicht dazu gehören...

Die Ausreisewelle kam im Sommer und da waren Semesterferien. Ich war im Studentensommer, d. h. arbeiten gehen. War in Berlin und steckte kleine Leiterplatten auf große Leiterplatten im VEB Funkwerk Köpenick – eine völlig schwachsinnige Arbeit, aber vielleicht auch nicht so schlecht; Feinmotorik-Training. Nebenbei lief immer Radio – natürlich nicht Radio der DDR, sondern RIAS oder so. Damit bin ich auch groß geworden; bei uns im Brandenburger Raum hörte man nur West-Sender. Im Radio jedenfalls kamen die Nachrichten zu den Ausreisen und wurden diskutiert. Auch eine aus unserer Seminargruppe war in Warschau in der Botschaft geblieben und von dort in den Westen ausgereist. Das war schon alles sehr nah. Ich hatte aber immer das Gefühl, dass ich das nicht in Ordnung finde. Also, wenn die Leute etwas scheiße finden, dann sollen sie bitte hier was ändern und nicht einfach abhauen. Aber es ging ja vielen so, dass sie das Ausreisen als halben Verrat empfunden haben. Zumal es in meinem Umkreis vor allem Leute waren, die zuvor nicht gerade durch viel Systemkritik aufgefallen waren. Inzwischen sehe ich das ein bisschen anders.

Ich bin montags zweimal aus Versehen mit reingerasselt. Das eine Mal schon im Mai. Da war irgend so eine Stör-Aktion von der STASI, die das Friedensgebet aufrollen wollte. Ich kam gerade mit einem Freund aus der Seminargruppe in eine Situation, wo die irgendwelche Leute auf LKWs geschmissen haben. Wir sind einfach abgehauen und waren nicht neugierig genug, um uns das anzugucken. Das zweite Mal im September war ich völlig blauäugig, denn ich wusste, dass der Nikolaikirchhof montags nach 16 Uhr problematisches Gelände ist, wegen des Friedensgebets. Ich war im Wohnheim einer Freundin in der Goethestraße. Da gab es einen Hinterausgang zum Nikolaikirchhof. Da bin ich also an einem Montag Nachmittag hinten raus und habe mich noch gewundert, dass da so ein komischer Typ steht, der mir die Tür von drinnen nach draußen öffnet und mich auf den Nikolaikirchhof rauslässt. Und dann stehen bleibt und offensichtlich dafür sorgt, dass keiner mehr zurückgeht. Und ich stand mitten im Kessel. Überall die grün angezogenen und auch

nicht sehr glücklich wirkenden jungen Männer von der Bereitschaftspolizei, die es ja selber Mist fanden, dass sie da standen. Es war aber noch nicht losgegangen. Das Friedensgebet lief noch. Ich hatte vielleicht Glück, dass ich auf einen relativ leeren Nikolaikirchhof kam – und dass auch viele sahen, dass ich wahrscheinlich nicht dazu gehöre. Damals wollte ich auch noch nicht dazu gehören und war der Meinung, das sind alles Leute, die ausreisen wollen, was ich ja noch nicht so cool fand. Jedenfalls ließ mich einer der Bereitschaftspolizisten aus dem Kessel raus. Dieses Erlebnis hat mich sehr beschäftigt.

Inzwischen war ich auch neugierig genug, um es mir anzugucken…
Richtig reingerutscht bin ich dann am 2. Oktober. Ich war in einer Gruppe, die was mit literarischen Texten gemacht hat, auch mit eigenen Texten. Ich spielte da Gitarre. Montags war Probe in Wiederitzsch. Ich wohnte damals in Paunsdorf und fuhr immer mit der Straßenbahn zur Probe. Am 2. Oktober endeten alle Straßenbahnen am Augustusplatz. Alles war abgesperrt, und ich sah auch schnell, warum. Ich kam just in dem Moment auf den Augustusplatz, als sich eine riesige Menge Menschen von der Nikolaikirche kommend dort langbewegte. Da ich sowieso nach Wiederitzsch laufen musste, ging ich einfach mit der Menge mit. Einen anderen Weg gab es nicht und inzwischen war ich auch neugierig genug, um mir die Leute und deren Anliegen anzugucken. Und da habe ich festgestellt, dass die alle gar nicht konterrevolutionär sind, sondern all die Dinge denken und sagen, die ich auch denke und sage. Am 2. Oktober bin ich genau so lange mitgelaufen, bis ich abbiegen musste, um nach Wiederitzsch zu kommen. Es hat mich dann aber nicht mehr losgelassen.

Es hat mich auch nachhaltig verändert. Zu sehen, wie viele Leute das sind und dass die das denken und ausdrücken, was wir auch in der Seminargruppe diskutierten und was auch in mir so doll brodelte.

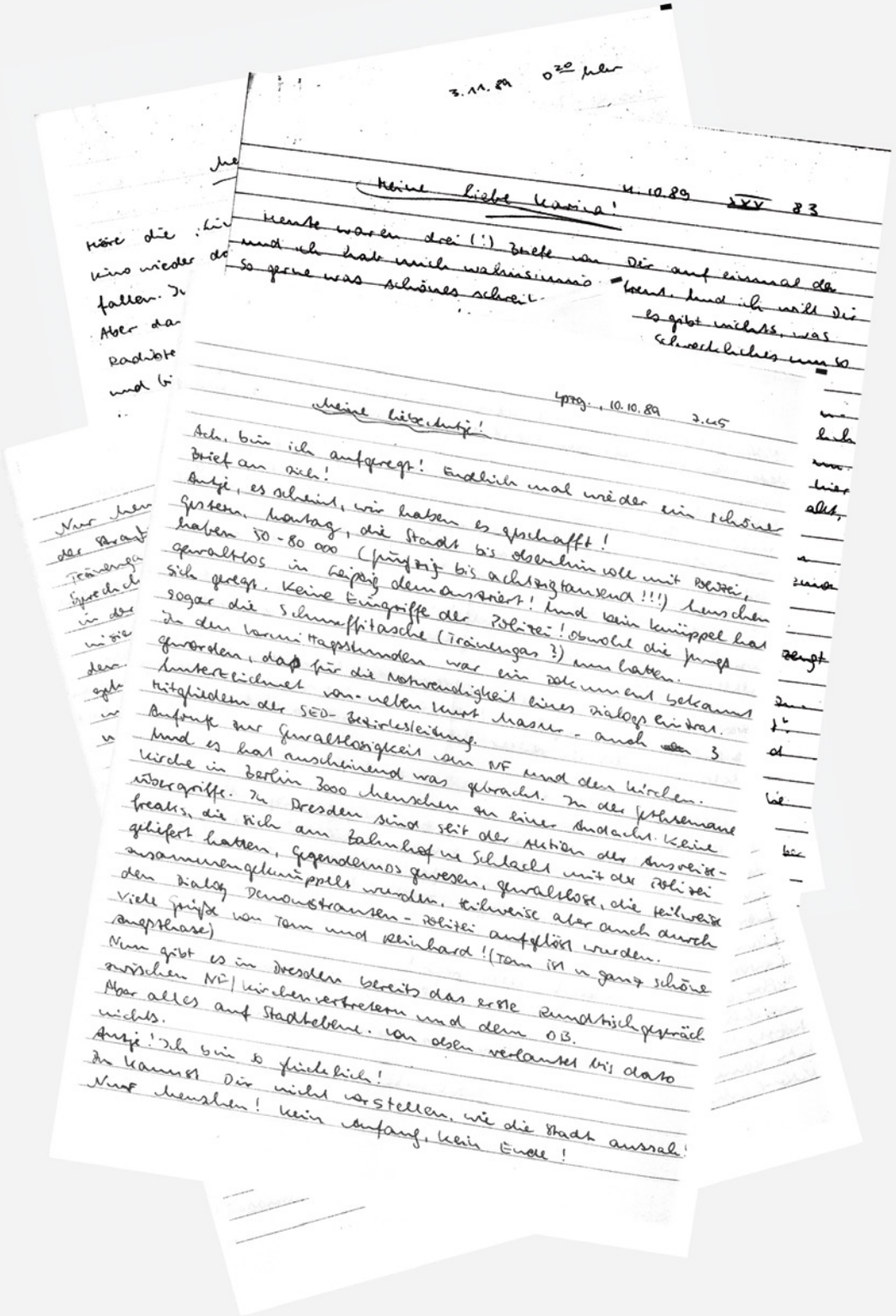
Zur Demo am 9. Oktober hatte ich mich mit einem Bekannten aus Dresden verabredet. Der fand die Dresdner Demos nicht so prickelnd. Der suchte was Ernsthafteres und nicht so Krawalliges, und war der Meinung, dass es in Leipzig besser ist. Und dann verabredeten wir uns – ich glaube, das war der einzige Grund, warum ich hingegangen bin. Ich hab mich schweinisch gefürchtet, weil es am Wochenende zuvor in Berlin fürchterlich gewalttätig zugegangen war. Es kursierten Gerüchte: Schießbefehl, Tränengas. An der Ausrüstung der Bereitschaftspolizisten, die überall in der Stadt in Seitenstraßen auf ihren Einsatz warteten, ließ sich auch viel Gruseliges ableiten. Der Bekannte und ich haben uns tatsächlich getroffen und sind gemeinsam mitgelaufen. Nach dem Ende der Demo saß ich dann in der Moritzbastei – und um mich rum saßen ganz viele, die ich kannte. Wo die dann alle herkamen, weiß ich gar nicht mehr.

Was auch für eine Disziplin da drin steckte.
Es ist nach wie vor sehr beeindruckend, wie das funktioniert hat und was das für eine Spannung war. In dieser riesengroßen Menschengruppe mit drin zu sein und was für eine innerliche Übereinstimmung die Leute hatten. Was auch für eine Disziplin da drin steckte. Das war unglaublich. Das war schon am 16. Oktober nicht mehr so. Und in meiner Erinnerung war noch eine Woche später schon der erste Bratwurststand da und es wurde schon fast touristisch. Aber der 9. Oktober war so ein Punkt, wo ich das Gefühl hatte, wenn sich viele Menschen so einig sind, dann ist das wirklich eine Macht. Das war ein sehr prägender Abend.

Ich wollte natürlich auch hören, was die Nachrichten brachten, aber in der DDR gab es keine Nachrichten dazu. Ich konnte in meiner Wohnung weder ARD noch ZDF empfangen – und hatte schon vorher begonnen, mit Unmengen an Draht die ganze Wohnung zu verkabeln, um irgend ein sinnvolles Signal aufzuschnappen. Irgendwie hatte ich es dann so hinbekommen, dass ich den Ton verstehen konnte, auch wenn das Bild völlig verrauscht war – so dass ich mir nachts noch anhören konnte, was an Kommentaren in den westlichen Medien kam. Das war schon beeindruckend. Ohne das wäre es noch mal ganz anders gewesen, wenn man auf sich selbst zurückgeworfen gewesen wäre und nicht diesen sehr bestätigenden Blick von außen gehabt hätte.

KommilitonInnen, DozentInnen reagierten sehr unterschiedlich auf die damalige Situation. Es gab sehr viele, die auf der Seite des alten Systems standen und das auch sehr deutlich ausgedrückt haben. Irgendwann hatten dann alle mal den Aufruf vom Neuen Forum in der Hand und für sich festgestellt: Finde ich sinnvoll oder finde ich nicht so sinnvoll. Die Unterscheidung bekamen wir schon mit. Aber fast bis November sind viele von der alten Garde noch völlig auf dem alten Gleis gefahren. Aber wir hatten das Gefühl, dass es jetzt durch ist, dass die alte Zeit vorbei ist. Als am 9. Oktober nichts passiert war, dachte ich, dass jetzt auch nichts mehr passiert. Am 16. Oktober bin ich zur Demo gegangen und hatte keine Angst mehr.

Briefe mit Durchschlag an Freundinnen in der Sowjetunion…
Was für mich total wichtig war: In der Zeit von Sommer ’89 bis Februar ’90 waren meine wichtigsten Bezugspersonen außerhalb meiner Seminargruppe alle in der Sowjetunion zum Auslandsstudium. Sie waren genau in dem Zeitraum, wo ich sie am nötigsten brauchte, nicht da. Und in der Sowjetunion konnten sie kein West-Fernsehen empfangen und durften nur *Neues Deutschland* und *Junge Welt* lesen. Das heißt, sie waren völlig abgekoppelt. Ich führte damals einen sehr intensiven Briefwechsel mit zwei Frauen, mit denen ich auch heute noch sehr gut befreundet bin. Viele der Briefe schrieb ich mit Durchschlag, weil die Briefe ja ganz lange Laufzeiten hatten und damit ich überhaupt noch wusste, worauf sie antworten. Es dauerte zwei, drei Wochen, bis der Brief dort war, und dann wieder so lange, bis die Antwort zurück kam.



Es hatte den positiven Hintergrund, dass ich viele meiner wirren Gedanken klar gekriegt habe, weil ich beim Schreiben vieles für mich selber kläre. Und da ich die Briefe immer doppelt schreiben musste, einmal an die eine Freundin und einmal an die andere, musste ich das immer zweimal durchrödeln. Das habe ich fast jeden Abend gemacht. Ich saß abends viele Stunden und schrieb. Offensichtlich sind die Briefe auch alle angekommen, ich hatte sie durchnummeriert, damit eventuelle Lücken auffallen. Dass die STASI die Post öffnet, liest und danach weiterschickt, das wusste ich damals noch nicht. Die Briefe waren auch im Nachhinein eine wichtige Klärungsquelle für mich. Noch einmal lesen zu können, was ich damals gedacht und empfunden habe.

Ich bin mit so einer Art Ideal aufgewachsen...

In den Briefen kann ich auch nachlesen, wie oft ich am Verzweifeln war über die DDR. Die Verzweiflung kam daher, dass ich mit so einer Art Ideal aufgewachsen bin wie wahrscheinlich viele Kinder in meinem Alter – und dieses Ideal dann so nach und nach habe kaputt gehen sehen. Ich dachte: Das kann doch nicht wahr sein. Sie erzählen, sie wären menschenfreundlich und für den Frieden. Und wenn man in Jena mit einer Kerze auf dem Marktplatz steht und sagt: Ich bin für den Frieden, dann wird man in den Knast geschmissen und in den Westen abgeschoben. Da überlegte ich sogar mal, ob ich in die Partei eintrete, um das System von innen zu verändern. Den Gedanken hatte wahrscheinlich auch fast jeder mal. Mein Vater hörte sich das an. Er war da schon viele Jahre in der Partei. Er meinte dann, das sei Quatsch. Mach das nicht. Ist Blödsinn. Schaffst du nicht. Nachdem er das so abgeklärt zu mir sagte, habe ich nie wieder drüber nachgedacht. Zwischendurch hatte ich die Phase, wo ich dachte, es wäre besser, in ein Land zu gehen, an das ich gar keine idealistischen Ansprüche habe, dann können mir diese dort auch nicht kaputt gehen.

Und dachte immer, dass überall in der DDR klar ist, was in Leipzig los ist.

Ich dachte, dass meinen Eltern in dieser Zeit im Herbst '89 klar war, dass es ein gewisses Gefahren-Potential gegeben hat. Und ich verstand erst viele Jahre später, dass sie das nicht verstanden hatten, als die beiden nämlich im Kino bei „Good bye Lenin" waren und mir davon erzählten. In dem Film gibt es ja die Originalprügel-Szenen aus Berlin vom 7. und 8. Oktober '89 – da wurden meine Eltern das erste Mal damit konfrontiert, was mit Demonstrantinnen und Demonstranten passiert ist, die nicht so glückliche Umstände hatten wie ich. Die kamen völlig fertig aus dem Film raus, weil ihnen da erst klar wurde, in was für einer Gefahr ich gewesen bin. Ich hatte gedacht, dass ihnen das auch im Herbst '89 klar war. Deshalb hatte ich ab dem 9. Oktober bei jeder Montagsdemo eine vorbereitete Postkarte in der Tasche, wo drauf stand, dass alles in Ordnung ist. Die habe ich immer nach der Demo in den Briefkasten geworfen, so dass sie dann am Mittwoch oder Donnerstag wussten, dass es mir gut ging. Meine Eltern hatten ja kein Telefon.

Aktiv im Ersten StudentInnenrat der DDR,
Gründung Anfang November '89

Ich bin dann ziemlich schnell in studentische Sachen mit reingerutscht. Ich war immer unter denen, die was gemacht haben und relativ häufig eine große Klappe hatten und auch mal Sachen kritisierten, die nicht in Ordnung waren. Das setzte sich dann irgendwie fort. Ich geriet in die Gründungsphase des StudentInnenrats, war als Delegierte meiner Seminargruppe bei der großen Vollversammlung der Universität dabei, in der der StudentInnenrat gegründet wurde. Anfang November '89. Es war der erste in der DDR. Es gab ein paar widerstreitende Konzepte, dann eine Urabstimmung – und dann wurde das StuRa-Modell bestätigt, mit sehr vielen basisdemokratischen Möglichkeiten, was damals sehr wichtig war – natürlich auch als Gegenmodell zur FDJ.

Ich war in wenigen Bereichen außerhalb der Uni dabei – habe relativ viel innerhalb der Uni getan. Dann gab es ja schnell diese Abwicklungsproteste, weil ganze Bereiche und Institute geschlossen wurden. Ich habe irgendwie so einen tiefen Sinn für Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit und fand es einfach nicht in Ordnung, dass alles pauschal platt gemacht wird und die Leute sollten sehen, wo sie bleiben. Zumal ich aus verschiedenen Bereichen Dozentinnen und Dozenten kannte, die richtig gut waren und bei denen ich Seminare hatte, die wirklich prägenden Charakter hatten. Deshalb beteiligte ich mich auch an den Protesten, weil ich wollte, dass es differenziert betrachtet wird.
Das war alles sehr zeitintensiv und rutschte später mit in die Golfkriegs-Proteste hinein. Da war keine Zeit, noch woanders zu gucken.
Ich wurde dann gefragt, ob ich Sprecherin des StudentInnenrates sein möchte. Da war ich sehr überrascht, da ich nicht davon ausgegangen bin, dass ich dafür in Frage käme. Habe das dann auch gemacht, weil ich Lehramt sowieso nicht weiter studieren wollte. Ich stellte mich zur Wahl und bin gewählt worden – habe dann '91/'92 hauptamtlich StuRa-Arbeit gemacht. Das war eine sehr prägende Zeit für mich. Damals bekam man dafür von der Uni ein Forschungsstipendium. Das war so ein Zugeständnis der Uni. In dem Jahr habe ich gelernt, dass man vor Politikern nur dann Respekt haben muss, wenn sie auch wirklich Respekt verdienen, und dass viele das nicht tun, weil sie nur schwatzen. Ich habe auch gelernt, wie Politik funktioniert. Dass sehr viel hinter den Kulissen läuft. Dass man mit ganz viel Beziehungen und Absprachen Politik macht. Der StuRa in Dresden hatte z. B. viel bessere Karten, weil die eben mit dem Staatssekretär von den Studentenwerken öfter mal ein Bier trinken konnten. Da mussten die Studis in Dresden dann halt weniger Beitrag für das Studentenwerk zahlen. Solche Einsichten hatte ich in dem Jahr sehr viele. Das bestärkte mich dann darin, dass ich auf keinen Fall hauptberuflich Politik machen will, weil das zu sehr verbiegt.

Nach diesem Jahr wusste ich auch besser, was ich studieren will, habe dann ab 1992 Sprachwissenschaft und Informatik im Magisterstudiengang studiert, und das war auch sehr schön.

Strukturen so, dass die Menschen ihre Rechte wahrnehmen können...

Ich denke, dass dieses Mehr-aufeinander-Aufpassen in der DDR, auch mit allen negativen Nebeneffekten, die dies haben kann, ein wichtiger Punkt ist. Ich finde es wichtig, dass die Menschen schauen, ob es demjenigen neben einem auch gut geht. Oder wenn es ihr oder ihm schlecht geht, kann man da was tun? Das geht mir jetzt zunehmend verloren. Wenn ich mir anschaue, wie mit Alten, Behinderten, Schwachen umgegangen wird und wie sehr sie kämpfen müssen, damit ihnen die Rechte, die ihnen im Rechtsstaat ja eigentlich zustehen, auch zuerkannt werden, da werde ich wütend. Das gefällt mir gar nicht. Das war in der DDR vielleicht auch nicht viel anders, aber man hatte das Gefühl, dass man sich privat viel stärker helfen kann und dass man auch das Bedürfnis hatte, sich helfen zu wollen. Das fehlt mir. Wir leben dies vielleicht auch irgendwo oder versuchen es. Am Arbeitsplatz oder Zuhause. Aber als systemimmanente Eigenschaft ist das völlig verloren gegangen. Oder vielmehr: es ist in diesem System nicht vorgesehen. Es ist nicht verloren gegangen. Es passt da nicht rein.

Man muss Gemeinsinn und Solidarität leben.

In dem Sinne bin ich bei dem alten Spruch: „Das Private ist politisch", und denke, man muss Gemeinsinn und Solidarität leben. Man muss versuchen, es selber zu tun. Auf die Art und Weise anderen vorleben und zeigen, dass das funktionieren kann. Aber ich glaube nicht, dass man das irgendwie über Bewusstseins-Änderung hinbekommt oder so. Entweder man hat ein System, das Diskriminierungen einfach nicht zulässt, weil die Strukturen so sind, dass die Menschen ihre Rechte wahrnehmen können – oder es ist nicht so. Und wenn es nicht so ist, dann ist es ganz einfach, Menschen zu diskriminieren. Da muss man nicht groß Bewusstsein verändern. Da muss man die Strukturen verändern.

Briefe in die Sowjetunion

4.10.89 XXV 83

Meine liebe Karina!
Heute waren drei (!) Briefe von Dir auf einmal da und ich hab mich wahnsinnig gefreut. Und ich will Dir so gerne was Schönes schreiben, aber es gibt nichts, was ich schreiben könnte. Nichts Schönes. Schreckliches um so mehr.
Montag: Am Johannisplatz schmeißt meine Straßenbahn alle Leute raus. (18.45 Uhr), sie wird nämlich nicht weiterfahren können, weil keiner mehr fahren kann. Nicht mal mehr die tausenden Polizisten, die schon hier überall rumstehen. Der Karl-Marx-Platz, die Innenstadt, der Hbf, alles voller Leute. 15000 meldet der SFB. Karina stell dir vor, fünfzehntausend Menschen haben in Leipzig für Frieden und Demokratie demonstriert. Der gesamte Verkehr lahmgelegt. Nix geht mehr. Sprechchöre. Der erste gefällt mir am besten. Er überzeugt mich davon, dass ich da mit dahin gehöre. „Wir bleiben hier." – hieß der. Weiter: „Neues Forum zulassen", „Gorbi", „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit", „Lasst die Inhaftierten frei". Die Internationale und „We shall overcome".

Die Nic-Kirche ist Tag und Nacht voller Blumen, in die Fenster gesteckt. Dutzende Kerzen brennen. Darüber ein Zettel mit den Namen der seit Anfang/Mitte September Inhaftierten. Mädels und Jungs. Die Solidarität wächst. Trotzdem ist nichts bekannt.

Vom KM-Platz bewegte sich der Zug zum Hbf. Hinter der Oper Kampfgruppen. Karen! Da standen alte Männer und junge Frauen in ihrer Uniform und konnten keinem in die Augen sehen.

Die Leute sind nicht nur Studenten, die da auf der Straße sind. Alles. Hausfrauen, Familienväter, alte Männer, viele Jugendliche. Die Leute, die sich hier für eine bessere DDR einsetzen. Nicht die, die wir „Wir wollen raus" brüllen, sondern im Gegenteil: „Wir bleiben hier!" Die DDR-Bevölkerung ist total polarisiert. Jeder 10. (!) soll die Ausreise beantragt haben. Doch dazu später. Am Bahnhof bildet die Polizei Sperrketten. Sie müsste wissen, dass das nichts nutzt. Gut gelaunt, ohne Aggressivität überrollt sie die Menge. Menschenmassen stehen am Straßenrand und gaffen. Einige witzeln, vielen bleibt das Lachen im Halse stecken. Immer mehr Polizei. Am Astoria biege ich ab, muss ja schließlich zu Karin laufen. Fährt ja keine Bahn. Vom Astoriahof fahren 7-8 Mannschaftswagen. Am Centrum kommt es laut Untergrund Stadtinfo und SFB zu Zusammenstößen. Wasserwerfer stehen bereit. Kommen aber (noch?) nicht zur Anwendung. Gummiknüppel. Hundestaffeln. An der Thomaskirche prügelt ein Stahlhelm-Kommando um sich. Verletzte (auf wessen Seite wohl?), Verhaftungen. Gegen 21.00 Uhr ist es vorbei. Bis zum nächsten Montag. Ich bin gegen 23.00 Uhr zu Hause. Höre natürlich sofort Nachrichten. Zwischenbemerkungen: vor rund 48 Stunden war die Prager Botschaft „geleert" worden. 23 Uhr: 2000 DDR-Bürger bisher dort gemeldet. Ich schreibe einen Brief an Antje, darüber wird es Mitternacht: SFB: 3000 DDR-Bürger in Prager Botschaft. Bericht über Leipziger Demo. Die ČSSR-Polizei habe versucht, das Gelände um die Botschaft abzusperren, gab aber nach zwei Stunden auf. Die BRD hatte protestiert.

Dienstag früh, 6.00 Uhr: 5000 Leute in Prag. Danach gehe ich in die Uni. Komme am Nachmittag nur kurz nach Hause, keine Nachrichten, danach in die Uni. Mensching & Wenzel sind ja angesagt. Vor dem HS 19 schon viele Leute. Da kam der allergrößte Tiefschlag, über den Ihr sicher schon informiert seid. Die Grenze zur ČSSR ist zu! Es gibt kein Land mehr auf dieser schönen großen Welt, in das wir ohne Visum reisen dürfen! Ich schick Dir die offizielle Erklärung mit, in der Hoffnung, dass Brief und Inhalt auch ankommen. Wenn ich das lese, kommen mir bald die Tränen vor Wut, Enttäuschung und Hoffnungslosigkeit.
M + W stehen auf der Bühne. Das Programm geht erst später los. Jetzt ist was anderes wichtiger. Ca. 300 Unterhaltungskünstler der DDR (u.a. W + M, A. Weiz, Silly, Pankow, F. Schöbel) haben eine Resolution verfasst, in der sie die Situation in diesem Staat anprangern, für den Dialog einzutreten, das 'Neue Forum' befürworten. Hoffnung auf Reformen im bestehenden soz. Rahmen äußern. Abzüge wurden in alle Institutionen geschickt (Zeitungen, Ministerien, Zentralräte), aber da von vorherein klar war, dass nix davon an die Öffentlichkeit gelangen würde, verlesen alle Unterzeichner die gesamte Resolution vor jedem Auftritt. Sonst treten sie nicht auf. Es gab schon viel trouble deswegen, weil die Menschen ja nun auch zu den Kriminellen gezählt werden (Ja! Wir sind kriminell!

Staatsfeindlich! Konterrevolutionär!), trotzdem. HS 19 war voll bis unters Dach. Alle Treppen, jeder Platz, die Bühne… Als die zwei zu Ende gelesen hatten, ein totaler Beifallssturm. Zwei Leute verlassen den HS, so bekomme ich einen Platz. Viele Lehrkräfte, Seidel, Hartinger… Viele mehr. Das Programm wieder spitz. Sehr gut, die Einheit der Leute im Saal ist beeindruckend. Reinhard ist auch da. Wir treffen uns hinterher, nach standing ovation und dem Schöpfen neuer Hoffnung und landen im „Czarda" (weißt du noch?). Reden. Ich erzähl ihm erst mal, was so los war. Dresden hat keine Ahnung. Wir trinken 2 Fl. Wein und machen und nach 0.00 Uhr auf den Weg Richtung P'dorf. An der Nic-Kirche vorbei. Die Kerzen brennen noch.

Halb zwei ins Bett. Am Morgen – heute morgen hören wir als erstes Nachrichten. 12.000 Menschen in Prag! In und um die Botschaft. Unglaublich. Deshalb auch die Grenzdichtmachung. Die DDR hat 10 Sonderzüge zugesagt, die die Leite in nun schon altbewährter Manier, über DDR-Gebiet, in die BRD bringen sollen. Heute morgen sollte der erste losfahren. Jetzt ist es 17.00 Uhr und noch ist nichts passiert. Nur ADN hat öffentlich erklärt, dass die DDR für diese Situation natürlich nicht verantwortlich ist, aber trotzdem großzügig Züge zur Verfügung stellt.
In Dresden wurden 5.000 Leute vom Bahnhof abgedrängt, die mit in die Züge wollten. Vor allem um Plauen rum stehen die Leute an der Bahnstrecke, um aufzuspringen. Wegen der Berge können die Züge nicht schnell fahren, dort. Aber überall stehen auch die ‚Sicherheitskräfte'.
10 Züge, jeder 10. DDR-Bürger mit Ausreiseantrag.

Es werden immer weniger und den Leuten da oben fällt nix anderes ein, als die Ursachen noch zu verschärfen, die zu dem 'Flüchtlingsstrom' führen. 17.00Uhr. Der erste Zug soll losfahren. Mit 20-stündiger Verspätung. Die soll entstanden sein, weil in der DDR Leute versucht hätten, in die Züge zu kommen. Man rechne mit 11.000 Flüchtlingen. Na tausend mehr oder weniger…
Ein Führungsmitglied der CDU der DDR hat in einem Interview erklärt, er habe Angst vor dem 7. Oktober. Die Jubelfeiern haben nichts mit der Realität zu tun. Er rechne mit Demonstrationen und fürchte Aktionen, die denen in China vom Juni gleichen könnten. Veröffentlicht natürlich in der BRD. Der Mensch spricht vielen Menschen aus dem Herzen. Auch mir.

Mach's gut für heute
Ich hoffe, der Brief geht durch. Erzähl bitte den anderen, was hier für schreckliche Dinge passieren! Tschüß für heute, ich umarme Dich,
Deine hoffnungslos hoffende
Suse

Lpzg., 10.10.`89, 7:45
Meine liebe Antje!
Ach, bin ich aufgeregt! Endlich mal wieder ein schöner Brief an dich!
Antje, es scheint, wir haben es geschafft!
Gestern, Montag, die Stadt bis obenhin voll mit Polizei, haben 50-80.000 (fünfzig bis achtzigtausend!!!) Menschen gewaltlos in Leipzig demonstriert! Und kein Knüppel hat sich geregt. Keine Eingriffe der Polizei! Obwohl die Jungs sogar die Schnuffitasche (Tränengas?) umhatten.

In den Vormittagsstunden war ein Dokument bekannt geworden, dass für die Notwendigkeit eines Dialogs eintrat. Unterzeichnet von – neben Kurt Masur – auch 3 Mitgliedern der SED-Bezirksleitung. Aufrufe zur Gewaltlosigkeit vom NF und den Kirchen – und es hat anscheinend was gebracht. In der Gethsemane Kirche in Berlin 3000 Menschen zu einer Andacht. Keine Übergriffe. In Dresden sind seit der Aktion der Ausreisefreaks, die sich am Bahnhof ne Schlacht mit der Polizei geliefert hatten, Gegendemos gewesen, gewaltlose, die teilweise zusammengeknüppelt wurden, teilweise aber auch durch den Dialog Demonstranten – Polizei aufgelöst wurden.
Viele Grüße von Tom und Reinhard (Tom ist n ganz schöner Angsthase)

Nun gibt es in Dresden bereits das erste Rundtischgespräch zwischen NF/Kirchenvertretern und dem OB. Aber alles auf Stadtebene. Von oben verlautet bis dato nichts.

Antje! Ich bin so glücklich!
Du kannst Dir nicht vorstellen, wie die Stadt aussah! Nur Menschen! Kein Anfang, kein Ende! Nur Menschen und alle waren wegen einer Sache auf der Straße. Trotz ziemlicher Angstmacherei vorher (Schießbefehl, Tränengas…)

Sprechchöre: „Wir sind keine Rowdies" z.B. weil gestern in der Zeitung stand, es wäre am Wochenende zu organisierten, im engen Zusammenspiel mit westlichen Medien stehenden, Zusammenrottungen meist jugendlicher Rowdies gekommen. Das kam uns hart an. Und das dokumentierte sich sofort. Weiterhin: „Wir sind das Volk", weil sich einige Menschen, vor allem in er Zeitung, anmaßen, im Namen des Volkes zu sprechen. Na, und eben diese, die du hoffentlich schon kennst.
Antje! Eine Euphorie! Wahnsinn! Ich bin hoffnungslos verrückt in dieser Situation. Ist das schön!

So, Uni ruft, hab sowieso verschlafen.
Herr F. übrigens.
Kannst Du Dich an unseren diesjährigen Urlaub erinnern? Da geb es 2 Herren, die eine zeitlangmit uns tourten. Die heißen Steffen und Raoul.
Weißte nu, wer Steffen F. ist?
I hope so.

Sonst alles roger!
Ich bin fröhlich wie selten.
Machs gut, das Leben ist schön!
Deine Suse!

Leipzig, 3.11.89, 0.20 Uhr
Meine liebe Antje!
Höre die „Linie – 1- Songs" (Kassette), bin gerade aus dem Kino wieder da. Das 4. Mal „Stalker", ich bin bald umgefallen. Immerzu diesen ellenlangen, depressiven Film, h.g.. Aber davor hab ich entdeckt, dass Karens Walki nen Radioteil hat. So konnte ich den ganzen Tag Radio hören und bin daher in der Lage, Dir gute Neuigkeiten zu berichten. Die meisten werden wohl eher da sein, als der Brief. Trotzdem.

Der letzte Honecker ist zurückgetreten! Die Volksbildung ist ihre größte Fessel los! Ist das herrlich! Weiterhin haben sich die Oberhäupter von CDU und – ja, was denn: L oder NDPD verabschiedet. Jedenfalls die Partei, die nix mit Manfred Gerlach zu tun hat. Der hat nämlich mit seinem Clan die Einberufung der Volkskammer gefordert. Da soll dann die Regierung zurückgetreten werden. Der Manfred Gerlach soll dann auch gleich den Volkskammervorsitz machen, weil er Vertrauen im Volke besitzt. Schließlich war er einer der Reformankurbler. Sollte das wirklich wahr werden? Ein Regierungssprecher wird in Zukunft auch existieren und heute stand zum ersten Mal die SO2-Emmission vom Bezirk Leipzig in der Zeitung. Leipzig Stadt liegt im Prinzip überall über den zulässigen Grenzwerten. Wenn mit vor anderthalb Monaten wer erzählt hätte, ich könnte die ungesetzlichen Schadstoffbelastungen aus der Zeitung erfahren… Lachkampf wäre die logische Folge gewesen. Ihr bekommt noch immer Lachkrämpfe, wenn wer ne DDR-Zeitung als „oppositionelles Blatt" bezeichnet (bei Karen gelesen). Hab ich Dir schon geschrieben, dass die Aktuelle Kamera seit ca. 14 Tagen die Sendung mit der höchsten Einschaltquote im Gesamtdeutschen Raum ist?! Nicht lachen! Ich weiß, unvorstellbar, aber wahr. Wo vorher kam: haste Tagesschau gesehn, kommt jetzt: haste AK gesehn? Tagesschau ist überflüssig geworden. Dort übernimmt man doch nur DDR Bild- und Tonmaterial. Drüben hat man schon die Idee, die DDR I+II doch ins Kabelnetz einzuspeisen, damit die Bundis auch was davon haben (Devisen für uns…)

Glaub es ruhig. Mir fällt es auch noch schwer, aber momentan nimmt wirklich ein Minister nach dem anderen seinen Hut und macht sich davon (in Rente, mein ich). Aber das Margot endlich weg ist, hat mich ja wahnsinnig erfreut. Da kann ich später immer sagen: An dem Tag, meine Kinder, an dem Tag, an dem ich meine erste Unterrichtsstunde hielt, das war in dem damaligen Leipzig, das schmutzig und fast zusammengefallen war, den dem Tag, Kinder, wurde die Volksbildung eine riesen Last los: Margot Honecker.

Je nun, ich hab ja ne Stunde gehalten, das ist schon wieder so lang her, obwohls noch nicht mal 24h sind. Lief toll. Wurde gelobt: cool, hochdeutsch sprechend, überblickend, bestimmt und mit unmöglichem Tafelbild. Ich hatte mir gar keins überlegt. Das hat mich si an meinen Physiklehrer Ballamann erinnert, der mir da doch sagte: „Wagner, du hast ne große Schnauze, bist nich uff de Birne jefallen und kannst weder sauber schreiben noch zeichnen. Du musst Lehrer werden." Er scheint recht zu behalten. Der hat heute bestimmt ne Ziehung gemacht angesichts der rohen Tatsache…Obwohl er ja leider kein Lehrer mehr ist. Man könnt direkt Lust auf den Job bekommen…

Heute kamen wieder 2 Briefe von Dir. Du verwöhnst mich immer wieder: Das ist schön. Manche Dinge sind zwar etwas strange (Gengedächtnis aktivieren). Gibt's da irgendwelche Literatur oder Artikel? Du, wenn sowas existiert, meinethalben auch in russisch, schicke mit doch mal sowas! Weiß doch, dass mich diese Dinge brennend interessieren! Carola H. ist schwanger.
Die Schwester von Andrea ist nach Warschau gefahren, um Andrea zu Rückkehr zu bewegen. Wir begreifen noch immer nicht, wie sie auf die Idee kam, den Schritt zu tun. Gerade Andrea.

Übrigens melden de Nachrichten auch die aktuellen Zahlen von Belagerern in Prag und Warschau. Seit Öffnung der Grenzen zur ČSSR gestern sind in Prag schon wieder 1300. Trottel. Doch der Rückstrom wird auch stärker. Immer mehr checken, dass sie drüben wohl nicht so gut aufgehoben sind und wollen zurück. Aber lang nicht so viele, wie weg sind.
So, Antjelein, Keimzeit auf Kassette: „Gute Nacht"

Schönes Wochenende, grüß die Genossen (äh?)
Deine Suse

2009: Dr. phil. (Kognitionswissenschaft) an der Universität Halle-Wittenberg

Ruth Weichsel

1989 - 52 Jahre, alleinstehend, Ökonomin am Institut für Marktforschung

Dass ich aufpassen soll, dass ich kein Treibholz werde.
1989 arbeitete ich als Forschungskomplexleiterin am Institut für Marktforschung Leipzig. Ich bin 1958 in die Partei eingetreten, felsenfest davon überzeugt, dass das ein guter und richtiger Schritt ist. Später waren es konkrete Erfahrungen und das kollegiale Umfeld, die mich zunehmend kritischer stimmten. Außerdem hatte ich immer einen Satz von meinem Vater in Erinnerung: Dass es gut ist, sich für etwas zu begeistern, aber dass ich aufpassen soll, dass ich kein Treibholz werde. Also, unkritisch mitschwimme. Allerdings habe ich bis März ´89 gebraucht, bis ich sagte: Schluss. Ohne mich. Ich trat aus der Partei aus. Freilich ging das nicht ohne Weiteres über die Bühne. Von Vorteil war dabei, dass ich als Unverheiratete persönlich auf niemanden Rücksicht nehmen musste. Aber der Gedanke war schon da, dass ich schlimmstenfalls als Lagerarbeiterin arbeiten muss.

Das war's. Es ist völlig unmöglich, dass so ein System überlebt.
Ein früheres spezielles Erlebnis beeinflusste meine Einstellungen stark! Nach kritischen Thesen über den existierenden Sozialismus musste einer der kreativsten Köpfe unser Institut verlassen. Als ‚erzieherische' Maßnahme wurde er in die Praxis geschickt. Mitarbeitern, die im Institut eine leitende Stellung hatten, wurde u.a. einmal pro Jahr eine mehrtätige ‚Rundum"-Erneuerung' verordnet. Die dort gehaltenen Vorträge bewirkten aber bei den meisten oft das Gegenteil. Nachhaltigen Eindruck hinterließ bei mir besonders ein russischer Referent, der über die sowjetische Landwirtschaft sprach. Er nannte nur Fakten: Ernteerträge, -verluste, wie viel gelangt überhaupt bis zum Verbraucher, wie fallen Vergleiche mit anderen Ländern aus usw. Es war ein verheerendes Bild. Ich sagte zu meinem engsten Kollegen: Das war's. Es ist völlig unmöglich, dass so ein System auf Dauer bestehen kann. Es kann nicht überleben.

Wir waren zwar gut in der Kritik am Bestehenden..
Für mich und viele aus meinem Freundeskreis galt, dass wir uns ganz gut in der Kritik am Bestehenden verstanden. Wenn es aber darum ging, wie denn eine machbare Alternative aussieht – tja. Auch heute denke ich noch, wenn den Menschen keine gescheite Alternative zum derzeit bestehenden System einfällt, produzieren wir unseren eigenen Untergang.

1989, als sich die Unzufriedenheit der Bevölkerung in der DDR immer stärker manifestierte, versuchte man natürlich, Dinge zu kitten. So stand auch die Frage, ob durch Milderung von Versorgungsplänen die politisch brisante Lage entschärft werden kann. In ‚Sonderaufträgen' sollten wir u.a. Vorschläge unterbreiten, wie Versorgungsprobleme zumindest gemildert werden könnten. Als ob es nichts Wichtigeres gegeben hätte!

Richtig erlebt habe ich die unruhigen Zeiten, als die Ausreisen über Ungarn losgingen, zunächst mit einem befreundeten Ehepaar in Rostock – vorm Fernsehen. Da wurde uns völlig klar, dass hier ein Prozess eingesetzt hat, der auch extrem gefährlich werden konnte. Unsere große Angst war, dass die Regierung Waffen einsetzen würde, um das zu stoppen. Wieder in Leipzig habe ich vieles gegenteilig empfunden. Wir hatten Mitarbeiter im Institut, die schon vor dem 9. Oktober zur Montagsdemonstration gingen. Ich fand, die Demos hatten etwas Heiteres. Zukunftsorientiertes. Etwas, was auch Hoffnung verbreitete. Ich war schon längere Zeit keine regelmäßige Montagsdemonstrantin.

Wir waren der Überzeugung, dass wir hier Platzhirsch sind...
Als sich die Wiedervereinigung abzeichnete, gab es im Institut keine größeren Ängste, aber durchaus Illusionen. Wir waren der Überzeugung, dass wir hier der ‚Platzhirsch' sind: Also wenn es eine Wiedervereinigung gibt, wir bleiben bestehen. Das war ja dann auch so, aber es war vorerst ein äußerst schmerzhafter Prozess. Wir waren nur eines von Hunderten Instituten, die sich in Deutschland mit Markt-, Meinungs-, und Medienforschung beschäftigten. Schnell stellte sich auch heraus: Unser Institut musste deutlich kleiner werden – eine schreckliche Tatsache.

Überstanden hat das Institut für Marktforschung u.a. deshalb, weil einige Kollegen den Mut aufbrachten, das Institut als GmbH zu kaufen. Noch wichtiger: Es gab und gibt motivierte Mitarbeiter, die mit dem ‚Hand-

werkszeug' empirischer Forschung umgehen können und auch bereit sind, neue Gebiete für die Institutsarbeit zu erschließen. Sich auf dem Markt für Marktforschung zu behaupten, war zweifellos ein harter Lernprozess mit Existenzängsten, Fast-Konkurs, langen Arbeitszeiten aber auch Kurzarbeit.

Annette Wolf

1989: 26 Jahre alt, Krankenschwester

Das war für mich der Knall des Lebens

Die Wendezeit, das war genau die richtige Zeit – für mich jedenfalls. Das war für mich der Knall des Lebens. Ich stand mit 26 in der ersten Blüte des Lebens. Da kam die Wende, obwohl ich die nie erwartet hätte. Ich empfand das als unheimliches Glück – auch im Nachhinein noch. Weil ich mich so entfalten konnte, wie ich das vorher nicht hätte tun können, wenn die DDR weiter bestanden hätte.

Ich konnte z. B. nicht studieren, jedenfalls nicht das, was ich wollte. Man hatte mir Verfahrenstechnik angeboten – das war für mich völlig indiskutabel. Das hat mich null interessiert. Dann bekam ich durch Zufall einen Platz an einer medizinischen Fachschule. Wenn ich erst einmal Krankenschwester lernte, würde es einfacher sein, Medizin zu studieren. Das war 1982. Es hat mir dann ausgesprochen gefallen. Ich habe drei Jahre die medizinische Fachschule absolviert und war danach Krankenschwester. Im Hintergrund das Ziel, mit der Ausbildung bekomme ich schneller einen Studienplatz für Medizin. Das ging damals sonst überhaupt nicht; entweder man hatte Beziehungen oder einen Notendurchschnitt von 1,0.

Dann gefiel mir die Krankenschwestern-Tätigkeit aber so gut, dass ich ganz davon absah, noch Medizin zu studieren. Als Ärztin würde ich nicht so nah dran sein am Patienten; als Schwester dagegen hatte ich mehr Kontakt mit den Leuten. Für mich waren immer die Lebensläufe, die Biografien ganz spannend. Es waren einige dabei, die mich sehr beeindruckt haben. Da ich in drei Schichten arbeitete, hatte ich im Nachtdienst, wenn die Routinearbeit erledigt war, durchaus Zeit. Manche Patienten konnten nicht schlafen, mit denen habe ich oft geredet. Das war überhaupt meine Stärke, mit den Patienten zu kommunizieren, vor allem ihnen zuzuhören.

Ich kam erst im Sommer '89 nach Leipzig. Bis dahin arbeitete ich in der Lungenklinik in Zschadraß, bei Colditz. Ich wollte unbedingt nach Leipzig, das war schon immer mein Wunsch. Und ich wollte Gemeindeschwester werden. Es ergab sich zufällig, dass das gerade '89 passierte. Eigentlich wollte ich schon viel eher nach Leipzig, aber das war nicht so einfach, in die Stadt zu kommen oder überhaupt umzuziehen. Man brauchte eine sogenannte

Zuzugsgenehmigung, um eine Wohnung zu bekommen. Ich zog zu einer Freundin. So konnte ich den Behörden eine Adresse vorweisen und dann anfangen, in Leipzig zu arbeiten, in der Poliklinik Ost in Reudnitz.

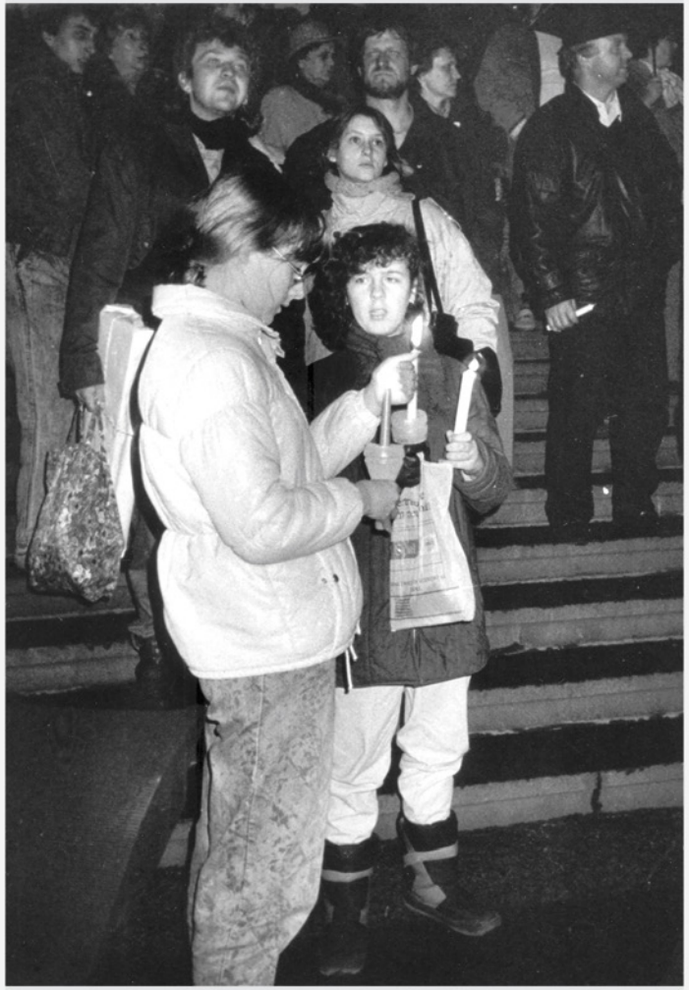
Es war so eine Stimmung wie kurz vor einem Gewitter ...

Ich geriet direkt ins Geschehen, ohne dass ich das irgendwie geahnt habe. Ich arbeitete die ersten Wochen als Gemeindeschwester, und das war eine besondere Atmosphäre. Da gab es keinen Unterschied zwischen Arbeit und Privat. Es war eine Stimmung wie kurz vor einem Gewitter, wenn die Luft ganz drückend ist, und jeder hofft, dass irgendetwas passiert, möglichst bald, und es kracht und knallt und hinterher ist alles sauber und rein. So habe ich das empfunden. Man wusste aber nicht, wann es endlich und vor allem was dann passiert und ob dann die Luft wirklich rein ist, man befreit ist – oder ob das Gewitter alles kaputt macht.

Das kulminierte in der wichtigsten Demo am 9. Oktober (ich war zu keiner Demo vorher dabei – und auch zu keiner mehr hinterher). Es war klar, dass mein Freund und ich gemeinsam hingehen. Er wollte auch unbedingt dabei sein. Diese Atmosphäre war: Aufbruch. Das habe ich hinterher nie wieder so erlebt. Es war wie ein Sog, der einen mitriss. Man konnte sich diesem nicht entziehen, das ging nicht. An diesem Montag musste ich arbeiten, und wir kamen in der Mittagspause zusammen. Unsere Stationsschwester hielt eine kleine Rede: Heute ist wieder Montag, heute ist wieder Demo. Es war im Nachhinein eine bezeichnende Rede, weil sie sehr geschickte Worte verwendete. Sie enthielt zwei Ebenen. Offiziell sagte sie natürlich, dass es nicht erwünscht sei zu gehen. Es sei quasi verboten. Wenn ihr geht, müsst ihr mit Repressalien rechnen. Die zweite Botschaft war aber ihre private Meinung, die man raushören konnte, und die hieß: Geht hin. Das hat mich noch einmal bestärkt, wirklich zu gehen.

Nach der Arbeit traf ich mich mit meinem Freund, mit dem ich zur Nikolaikirche lief. Die Atmosphäre, die ich vorhin beschrieben habe, spitzte sich an dem Nachmittag zu. Es waren so viele Menschen, und dennoch war kein Lärm zu hören. Niemand hat gesprochen. Alle haben gewartet – auf das Ende der Friedensgebete in der Kirche.

Ich hatte trotzdem große Angst. Ich wäre auch bestimmt nicht alleine gegangen. Ich ging gemeinsam mit meinem Freund, ganz nach dem Motto: Uns kann nichts passieren, wenn wir zusammen sind. Dann warteten wir, bis



Die letzte Demonstration 1989 fand am 18. Dezember statt. Eine Lichter-Demo von 200.000 Menschen zog unter dem Geläut der Kirchenglocken über den Ring der Innenstadt.

Fotografie: Sigrid Schmidt

das Gebet zu Ende war. Die Kirche wurde geöffnet, und die Leute kamen heraus. Sie führten den Zug an. Wir haben uns einfach eingeklinkt, sind einfach mitgelaufen. Als wir um den Ring herum waren und sich die Demo langsam auflöste, war es wirklich diese Befreiung wie nach einem Gewitter.

Es war eine Art Ausnahmezustand

Ich habe dann die Woche weitergearbeitet, und die Ereignisse überschlugen sich. Nach dieser Demo war klar: Jetzt ist der Knoten gerissen und jetzt passiert uns nichts mehr. Das hat uns unglaublich motiviert. Plötzlich hieß es, dass Schwestern ins Krankenhaus St. Georg abgezogen werden sollen wegen Pflegenotstand. Man erklärte uns, dass Schwestern mindestens für ein halbes Jahr ins St. Georg müssten, da sie dort immer weniger Schwestern hätten. Viele sind abgehauen. Entweder durch einen Ausreiseantrag oder über Ungarn oder die Prager Botschaft. Jedenfalls gab es große Schwierigkeiten, die Versorgung aufrechtzuerhalten. Deshalb sollten Schwestern aus dem ambulanten Bereich dort helfen. Alle schauten mich an, weil ich sämtliche Bedingungen erfüllte: Ich war gerade frisch im Kollektiv, also noch nicht fest eingebunden. Ich war jung. Ich war engagiert und motiviert. Ich hatte keine Kinder. Es war klar, dass dort in drei Schichten gearbeitet werden musste. Zudem kam ich aus einer Lungenklinik, und die Station, auf der wir arbeiten sollten, gehörte zur Lungenchirurgie. Das passte alles.

Ich hatte keinen Ausreiseantrag gestellt. Ich wollte nicht weg, auch nicht währenddessen oder danach. Für mich stand die Frage nie, weil ich einfach hier bleiben wollte. Ich fand Leipzig eine unglaublich lebendige Stadt – die Stadt meiner Wahl. Ich war den Schwestern nicht böse, dass sie weggegangen sind – auch wenn wir, die blieben, es sozusagen „ausbaden mussten".
Ich wurde nicht allein ins St. Georg geschickt, sondern zusammen mit einer Schwester aus der Stomatologie. Für sie war die Situation wesentlich schwieriger. Ich war Fachschwester und hatte das nötige Fachwissen, da ich aus dem Bereich Pulmologie kam. Für die Station war es ein glücklicher Umstand, dass eine Fachkraft kam. Rückblickend war es eine heftige und anstrengende Zeit. Dort erlebte ich vieles, was ich noch nie erlebt hatte – es war eine Art Ausnahmezustand. Es war einfach zu wenig Personal da. Es wurde nur das Notprogramm abgedeckt, für mehr reichte es nicht. Die Patienten mussten teilweise Wochen auf ihre OPs warten, weil die Kapazitäten nicht mehr ausreichten. Da bestand das Leben fast nur noch aus Arbeiten und Schlafen.

Die haben die Grenze aufgemacht

Am 9. November hatte ich Frühdienst. Wir hatten viel zu tun und kaum Pausen. Am Nachmittag wartete ich auf die Spätdienstschwester. Es wurde später und später, bis mir klar wurde, dass keine Ablösung kommt. Wieder eine Schwester weg, dachte ich, und so blieb ich auch zum Spätdienst noch. Dieser ging regulär bis 22 Uhr. Am Abend war ich ziemlich fertig und müde.

Als ich gerade einen schwerkranken Patienten versorgte, kam plötzlich meine Kollegin ins Zimmer und rief mir zu: Annette, du, ich glaube, die Grenze ist offen. Die haben die Grenze aufgemacht! Die Bedeutung der Worte konnte ich in dem Moment nicht erfassen. Dass so etwas passieren würde, lag völlig außerhalb meiner Vorstellungskraft. Weil ich so ausgepowert war, habe ich ihre Worte nur in Trance gehört und nichts dazu gesagt. Sie ging wieder hinaus und kam nach fünf Minuten wieder, wie ein aufgeregter Vogel, und sagte: Du, Annette, hast du gehört, was ich gesagt habe? Die haben die Grenze aufgemacht! Und ich dachte nur: Hoffentlich kommt die Nachtschwester. Hoffentlich kommt die Nachtschwester.

Meine Kollegin informierte mich wenig später auch, dass mich mein Freund abholen und er mit mir nach Berlin fahren wolle. Das habe ich überhaupt nicht verstanden. Ich dachte: Wieso denn Berlin? Was will er denn in Berlin? Gott sei Dank kam die Nachtschwester, und ich dachte: Jetzt kann ich bald ins Bett. Mein Freund holte mich ab und sagte: Komm, wir fahren jetzt nach Berlin. Ich hatte damals einen alten Trabi, der nicht bis nach Berlin durchgehalten hätte. Wir konnten nur mit dem Zug fahren. Als wir auf den Leipziger Bahnhof kamen, waren wir geschockt, wie viele Menschen dieselbe Idee hatten wie wir. Die Massen strömten nur so zum Bahnsteig, von dem der Zug nach Berlin abfahren sollte. Angesichts des Gedrängels wollte ich aufgeben, aber mein Freund insistierte, wir müssten unbedingt mit. Als der Zug einfuhr, sahen wir, dass er schon voll war. Ich dachte: Da kommen wir nie mit. Sind wir auch nicht. Mein Freund war aber ausdauernd und beharrte darauf, auf den nächsten Zug zu warten. Ich hatte den ganzen Tag nicht viel gegessen, es war kalt und ich war todmüde. Auch der nächste Zug war voll. Gegen 5 Uhr morgens sind wir endlich mit einem Zug mitgekommen.
In Berlin mussten wir abermals warten. Wir trafen auf eine Riesenschlange an der Grenze. Endlich auf der Westseite, liefen wir zuerst zum Brandenburger Tor. Das war alles so wahnsinnig irre. Ich wusste die Adresse meines in Westberlin lebenden Onkels, wir fragten uns durch, klingelten und fielen uns in die Arme. Ich war zum Umfallen müde, aber an Schlaf war nicht zu denken, so aufgeputscht, wie wir waren.

Jetzt stehen mir alle Türen offen ...
1990 arbeitete ich wieder als Gemeindeschwester. Aber mir war klar, jetzt stehen mir alle Türen offen – ich wollte noch etwas anderes machen. Zuerst erfüllte ich mir einen großen Traum und ging nach Frankreich: ein halbes Jahr als Au-pair nach Marseille. Als ich zurückkam, studierte ich Germanistik und Romanistik.
Heute erlebe ich dieses Land entschieden befreiender. Ich habe jetzt keine Angst mehr. Diese latente Angst, nichts sagen zu können und immer vorsichtig sein zu müssen – sie ist jetzt völlig weg. Dass man sich frei bewegen und alles sagen kann, das empfinde ich als großes Glück. Für meine berufliche und persönliche Entwicklung war das sehr förderlich. In einer Atmosphäre aus

Angst, Bedrohung und Überwachung kann sich nichts entwickeln – weder persönlich noch gesellschaftlich. Und das ist nun ganz anders. Heute können sich ganz andere Initiativen entfalten und Potenzial genutzt werden. Für mich war die Wende ein unglaubliches Geschenk.

2009: M.A. Germanistik/Romanistik, Freie Lektorin

Gabriele Ziener

1989: 33 Jahre alt, Diplom-Pharmazie-Ingenieurin,
Aufenthalt im Freistaat Bayern

**Mein Mann und ich wollten gerne reisen,
etwas von der Welt sehen, was erleben.**
Ich bin eine Leipzigerin, DDR-Bürgerin. Ich habe in Leipzig studiert und bis zum Sommer 1989 in einer Apotheke gearbeitet. Mein Leben verlief für DDR-Verhältnisse in ganz natürlichen Bahnen. Das einzige, das ein bisschen abwich, war die Kinderlosigkeit. Dadurch werden Interessen anders. Mein Mann und ich wollten gerne reisen, etwas von der Welt sehen, was erleben. Das war hier so gut wie nicht möglich. Wir waren in Ungarn, das war es dann schon fast. Wir bekamen 1989 eine Einladung zum neunzigsten Geburtstag der Omi meines Mannes in Frankfurt am Main. Dies nahmen wir zum Anlass, uns von der DDR zu verabschieden. Wir durften zu zweit fahren und trafen Vorsorge, unsere Berufsabschlüsse, Diplome usw. mitzunehmen. Mein Mann baute Zwischenböden für unsere Papiere in Baukästen mit Holzbausteinen ein – Geschenke zum Mitnehmen. Wäre man uns dahinter gekommen, hätte das Gefängnis bedeutet. Das war offizielle DDR-Flucht. Aber wir hatten Glück, wir sind heil durch die Grenze gekommen. Ich dachte: Jetzt bist du in der Freiheit. Nie wieder gehst du in dieses Gefängnis zurück. Unser Hauptgrund war ja, dass wir reisen wollten. Hätte ich Kinder bekommen, wäre der Wunsch sicher nicht so ausgeprägt gewesen. Man hätte ja niemals seine Kinder zurückgelassen.

Das war eine wunderbare Stimmung unter uns „Flüchtlingen".
Wir mussten als DDR-Flüchtlinge ins Lager nach Gießen. Als wir dort ankamen, waren die Ereignisse in der DDR schon weit fortgeschritten. Wir

haben das natürlich am Fernseher verfolgt. Die Ereignisse überschlugen sich. Ungarn hatte die Grenze aufgemacht. Wir sahen DDR-Menschen mit ihren Trabis nach Ungarn strömen und von dort über die Grenze nach Österreich – unglaubliche Momente dramatischer Natur. Noch als wir in Gießen waren, kamen im September die ersten Flüchtlinge aus Ungarn. Das Lager war überfüllt. So einen Andrang hatten sie ja dort noch nie erlebt: junge Leute, Familien, Einzelne – es war unglaublich. Man hatte keine Betten mehr, es wurden Busse eingesetzt ins Hochsauerland. Da war eine wunderbare Stimmung unter uns „Flüchtlingen". Jeder war in Feiertagsstimmung, eine großartige Kameradschaft. Obwohl wir die typische deutsche Bürokratie erfuhren und seitenlange Formulare ausfüllen mussten. Nach jedem Formular dachte ich: Hier ist ja die Bürokratie noch schlimmer als im Osten. Jeder hat erzählt, wie er raus kam. Manche sind über ein Flüsschen gehupft. Einer ist bis zum Hals versunken. Aber jeder hat gelacht. Es herrschte einfach eine Euphorie unter den Menschen.

Ich stellte mich vor und hatte Glück.
Das Lager war in sich abgeschirmt. Die Menschen, die uns gut betreuten, waren auch in sehr positiver Stimmung. Ganz lieb zu uns. Und als wir ins Lager kamen, standen dort unglaublich viele Arbeitgeber – Vertreter großer Firmen. Sie hielten Plakate hoch. Wir suchen einen Klempner. Wir suchen einen Ingenieur. Dafür. Dafür. Da waren Leute aus Luxemburg, aus dem Sauerland, von überall her. Viele haben dadurch dort schon eine Arbeit gefunden, oft verbunden mit einer Wohnung. Wir wollten das nicht, sondern zu unserer Verwandtschaft nach Bayern. Dort haben wir uns gleich um Arbeit bemüht. Bei mir ging das schnell. In dieser Kleinstadt gab es fünf Apotheken. Ich stellte mich vor und hatte Glück. Die Chefin war selbst nach dem Zweiten Weltkrieg Flüchtling aus dem Sudentenland. Sie wollte mir auch eine Chance geben. Ich war ihr sehr dankbar. Ich musste eine Prüfung nachholen – pharmazeutisches Recht. Dies war ja in der BRD anders als in der DDR. In dieser Apotheke war ich zehn Jahre tätig.

Ich habe eine Großzügigkeit unglaublicher Natur erlebt.
Wir sind ja mitten im Sommer weg. Was konnten wir mitnehmen? Zwei Blusen und einen Rock. Alle haben mich gefragt, ob ich etwas zum Anziehen habe, der Winter kam näher. Ich habe eine Großzügigkeit unglaublicher Natur erlebt. Ich besaß bald zehn Wintermäntel. Also die Hilfsbereitschaft der Menschen drüben zu Beginn der Grenzöffnung war überaus groß. Das änderte sich im Laufe der Zeit, als man sah, dass die DDR-Bürger zu Tausenden in die Bundesrepublik strömten. Zügeweise. Zu viele.

Da bekamen die Menschen Angst. Um Gottes willen, jetzt werden wir überflutet. Verständnis gab es schon. Aber dann hat man gedacht, dass das so ja auch nicht geht. Wo sollten denn die Tausende alle eine Wohnung finden? Mit einem Mal schlug dann die extreme Hilfsbereitschaft um: Um Gottes

willen. Wo soll das denn jetzt hinführen. Wir haben ja selber nicht alle Arbeit und jetzt kommen die zu Tausenden aus dem Osten. Ja um Gottes willen. Wir helfen lieber dort. Aber sie sollen ja nicht alle jetzt hierher kommen.

Telefonate in die Heimat waren sehr schwierig, fast kein DDR-Bürger hatte ein Telefon, auch meine Eltern nicht. Aber jemand in der Nachbarschaft. Die waren so hilfsbereit, dass ich dort anrufen konnte. Weihnachten '89 waren wir dann das erste Mal wieder in Leipzig. Das war unsere längste Fahrt zurück. Die Autobahn war voll. Tausende. Vor und nach der Grenze standen die Menschen und haben gemeinsam gefeiert. Es war Volksfeststimmung. Man kann das heute kaum noch nachempfinden.

Ich würde das alles wieder so machen.
Wir haben dann zehn Jahre drüben gelebt. Mein Mann fand auch Arbeit. Durch Kollegen baute sich auch schnell wieder ein Bekannten- und Freundeskreis auf. Am Anfang hatten wir kein Geld. Wir nahmen dann von der Bank erst einmal einen Kredit, so dass man einige Möbel kaufen konnte. Nach drei Jahren Arbeit begannen wir mit dem, was wir immer wollten: Reisen. Wir haben wirklich dafür gespart und jedes Jahr fast eine Weltreise gemacht. In diesem Sinne hat es sich gelohnt. Natürlich war für mich die Freude riesengroß, als die Grenze weg war und ich wusste, ich kann wieder meine Familie sehen. Ich habe das jederzeit begrüßt, dass dann die Einheit kam.

Aber die Menschen sind drüben anders, eine andere Mentalität.
Ich habe gleich festgestellt, dass die Menschen in der BRD aufgrund ihrer anderen Erfahrung und ihrer anderen Lebenssituation „anders" waren als wir. Sie betrachteten den Alltag anders. Hatten andere Sorgen. Daran mussten wir uns als DDR-Flüchtlinge gewöhnen. Man hat mich zwar gefragt, wie es in der DDR war, aber dann merkte ich schnell, wenn ich wirklich was erzählen wollte, hat sie das nach zwei Minuten zu Tode gelangweilt. Das Interesse ließ nach. Da merkte ich, dass alle mit sich zu tun haben. Ich versuchte, mich relativ schnell anzupassen – muss wirklich sagen, dass uns das „gelungen" ist. Aber man bleibt immer ein bisschen anders.

Ich habe inzwischen sehr gute Freunde in Bayern. Die habe ich heute noch, obwohl ich seit zehn Jahren wieder in Leipzig lebe. Aber die Menschen sind drüben anders, eine andere Mentalität. Die Ostbürger, also wir damals, wir haben sämtliche Probleme geteilt. Scheinbar war die Situation dadurch leichter. Man hat gemeinsam über schlechte Verhältnisse geschimpft. Dadurch hat man es scheinbar leichter ertragen. Aber dieses Gemeinsamkeits- und Mitteilungsbedürfnis haben sie drüben nicht. Man brauchte nur genügend Geld, und wenn das vorhanden war, hat man ja alles. Sie haben ihre Vereine und dort lernen sie Leute mit den gleichen Interessen kennen. Aber man redet nicht viel über private Dinge. Und sie waren auch politisch alle total ungebildet. Wir haben uns relativ viel mit Politik hier im

Osten beschäftigt, für uns war das immer ein Thema. Die Menschen drüben beschäftigen sich sehr wenig mit Politik. Ich weiß nicht: ist das Dummheit oder Interesselosigkeit?

Es gab gewaltige Unterschiede im pharmazeutischen Bereich zwischen Ost und West. Als ich das erste Mal in eine bayrische Apotheke kam...

Bei uns im Osten war es im technischen Bereich mittelalterlich. Wir besaßen nicht mal einen Taschenrechner, sämtliche Rezepte per Hand addiert. Ich hatte alle Preise der DDR-Arzneimittel im Kopf, denn sie haben sich über zwanzig Jahre nicht geändert. Ich kannte alle DDR-Arzneimittel, aber außer Spalt-Tabletten oder Togal kaum westliche Arzneimittelnamen. Ich war nicht vertraut mit Computern und Computerkassen. Es war extrem schwierig. Und diese Unmenge von Arzneimitteln – es war fachlich eine Herausforderung. Die Grundlagen waren ja da, aber die Arbeitsweise grundverschieden. So als wären zwanzig Jahre Entwicklung dazwischen. Es war nicht einfach. Als ich dann das erste Mal im Handverkauf stand, die Medikamente abgeben musste, es war eine Katastrophe. Erstens verstand ich die Menschen mit ihrer bayrischen Aussprache nicht und ich stand da wie ein Dummpelz. Dann haben sie Sachen verlangt, deren Namen ich noch nie gehört hatte. Ich brauchte lange, bis ich fünf Sachen zusammengesucht hatte. Zum Glück war über der Apotheke ein Hautarzt – und es waren viele Salben zu rühren und private Rezepturen zu machen. Das war mein großes Glück.

Einmal kam ein Patient. Wir hatten das Medikament nicht. Ich verwies ihn an die nächste Apotheke. Das habe ich nur einmal getan. Meine Chefin sagte: Frau Zimmer, kommen sie ins Büro. Und dann erfuhr ich, was kapitalistische Marktwirtschaft bedeutet. Sie sagte dann zu mir: Sie sind nicht mehr in der DDR. Wenn sie mir noch einmal einen Kunden zur Konkurrenz schicken, sind sie entlassen. Die Chefin hatte mich einmal gefragt, wie ich denn die Patienten in der DDR betreut habe. Da sagte ich, dass wir sie genauso gut betreuten, wie sie das hier machen. Aber leider war es nicht immer möglich, weil ein ständiger Engpass bestand. Wir haben Hustensäfte und vieles andere selber gemacht. Wir mussten der Industrie nacharbeiten, wo wir nur konnten, um unsere Patienten gut zu versorgen. Diese Mühe hat sich ein bayrischer oder ein westdeutscher Apotheker nie geben müssen.

Und nach kurzer Zeit war ich dann der Chef im Labor.
Aber ich wurde dann von meiner Chefin in der Rezeptur eingesetzt. Das war ein großes Glück, denn in diesen Sachen ist die Ausbildung drüben lange nicht mehr so gut, weil die individuelle Rezeptur stark zurückgegangen ist. Es wird heute sehr viel seltener für einen einzelnen Patienten individuell etwas hergestellt. Da waren die westdeutschen Kollegen sehr froh, dass ich da geschickter und routinierter war. Und nach kurzer Zeit war ich dann der Chef im Labor. Das war gut für mich, denn so konnte ich mir in meiner Freizeit alles Notwendige erarbeiten. Dafür habe ich gut ein Jahr gebraucht, dann hat

mir die Arbeit wirklich Spaß gemacht. Weil man nicht ständig mit Mängeln kämpfen musste.

Aber die Menschen waren in Bayern, und sind es heute auch noch, viel anspruchsvoller als unseren ehemaligen DDR-Bürger. Die kamen bescheiden ins Geschäft und haben gefragt, ob wir ihre Arzneimittel haben. Ein bayrischer Bürger kommt im Gegensatz dazu herein und hat präzise Erwartungen. Dieses Auftreten und dieses Anspruchsdenken hatten wir DDR-Bürger nicht. Das Gesundheitsbewusstsein, auch Geld für die Gesundheit ausgeben zu müssen, war ganz anders ausgeprägt. Nach zwanzig Jahren hat sich das angepasst. Als ich 1999 aus Bayern zurückkam und hier wieder eine Arbeit fand, war ich die bayrische Art und Weise gewöhnt. Auch in der Beratung. Nun wollte ich die Menschen hier genauso beraten. Da bin ich anfangs schlecht angekommen und mir wurde wütend gesagt: Versuchen sie nicht, mir was aufzudrängeln. Da sagte ich ihnen immer, dass ich sie doch nur beraten will. Heute, weitere 10 Jahre später, hat sich die Erwartungshaltung der Kundschaft weitgehend angeglichen.

2009: als Diplom-Pharmazie-Ingenieurin tätig in einer Leipziger Apotheke

Das denkmalgeschützte Wohnhaus „Blaue Mütze", ehemaliges Grundstück mit Gartenlokal, 04109 Leipzig, Lortzingstraße 6, Grundsanierung der Immobilie nach 1990

Fotografie: Sigrid Schmidt

Leipzig 1989 – Eine kleine Chronologie

07.05. Unmittelbar nach der Fälschung der Kommunalwahlen vom 07. Mai 1989 organisieren Leipziger Gruppen eine Demonstration, an der rund 600 Menschen teilnehmen.

08.05. Erstmals wird während des Friedensgebets, nun auch „Montagsgebet" genannt, ein Ring von Polizei- und Sicherheitskräften um die Nikolaikirche gebildet – und die Menschen wurden aufgefordert, den Platz zu räumen.

04.06. In Peking wird die Demokratiebewegung auf dem Platz des Himmlischen Friedens vom Militär zerschlagen. Hunderte Menschen kommen ums Leben.

04.09. Erste Montagsdemonstration nach dem Friedensgebet in der Nikolaikirche mit mehr als 2.000 Menschen. Wegen des Platzmangels Ausdehnung der Friedensgebete auf weitere Leipziger Kirchen. Umgestaltung der Gesellschaft wird gefordert.

25.09. Es demonstrieren etwa 5.000 Menschen. Die Sicherheitskräfte versuchen gewaltsam, die Demonstrationen zu verhindern.

02.10. Etwa 20.000 Menschen demonstrieren und es kommt zu massiven Verfolgungen durch die Sicherheitskräfte, die allerdings die Demonstrierenden nicht aufhalten können. Die bisher größte Demonstration für Demokratie wird von DDR-Sicherheitsorganen gewaltsam aufgelöst.

07.10. Zum 40. Jahrestag der DDR demonstrieren in Leipzig, Berlin, Karl-Marx-Stadt und Potsdam Menschen für Reformen. Gewaltsame Auflösung aller Demos.

09.10. Vor der Montagsdemonstration wurde in vier Kirchen ein Aufruf von sechs prominenten Leipzigern (u. a. des Gewandhauskapellmeisters Prof. Kurt Masur) verlesen und zu Gewaltlosigkeit aufgerufen. Über den Leipziger Stadtfunk verliest Prof. Masur diesen Aufruf persönlich – während sich über 70.000 Menschen auf dem Karl-Marx-Platz versammelt hatten. Mit einer ungewöhnlich disziplinierten Ruhe ziehen die Menschen um den gesamten Innenstadtring. Zu hören sind u.a. :„Wir bleiben hier!", „Wir sind das Volk", „Keine Gewalt".
Das massive Aufgebot an Sicherheitskräften greift nicht ein.

16.10. 120.000 Menschen nehmen an der Montagsdemonstration teil.

06.11. Ca. 500.000 Menschen demonstrieren für die Aufgabe des Führungsanspruchs der SED, freie Wahlen und unbeschränkte Reisemöglichkeiten. Es ist die größte Montagsdemonstration.

09.11 Öffnung der innerdeutschen Grenzübergänge

04.12. Bürger/innen dringen in das Gebäude der Staatssicherheit ein, um die Vernichtung von Stasi-Akten zu verhindern.

18.12. Die letzte Demo´89 steht im Zeichen der „friedlichen Revolution" und ist dem Andenken an alle Opfer gewidmet. Tausende bilden mit Kerzen in den Händen einen Ring um die Innenstadt.

Frauenkultur e.V. Leipzig

Soziokulturelles Zentrum zur Förderung von weiblicher Kunst und Kultur

Der Anspruch des Frauenkultur e.V. Leipzig ist es:
Weiblicher Kunst und Kultur einen öffentlichen Raum zu geben. Über Kunst von Frauen auf gesellschaftliche Hintergründe zu reflektieren, mit der Vision, offene kommunikative Prozesse zu initiieren. Den Dialog mit Themen unserer Zeit zwischen Frauen und Männern innerhalb der geschlechterdemokratischen Entwicklung zu forcieren und einen Ort sozial-integrativer Kommunikation anzubieten.

Hier sind Kunst und Kultur von Frauen – professionellen und autodidaktischen Künstlerinnen bzw. von Nachwuchskünstlerinnen – *hautnah* erlebbar! Wer interessiert ist an gesellschaftlich brisanten Themen wird hier fündig! Als soziokulturelles Zentrum zur Förderung von weiblicher Kunst und Kultur sind die Räume der Frauenkultur Leipzig in der Windscheidstr. 51 Ort für Begegnungen jeglicher *ART* offen. Das Veranstaltungsspektrum ist so bunt wie die Außenwände – von Konzerten, Ausstellungen, Kunstprojekten, Vorträgen, Lesungen über Bildungsangebote, Seminare, Mädchenprojekte bis hin zu künstlerischen Werkstätten. Wenn nicht explizit ausgeschrieben sind die Veranstaltungen offen für Männer und Frauen. Die Frauenkultur Leipzig ist Treffpunkt für die unterschiedlichsten Arbeitsgruppen, so u.a. AG Frauenprojekte Leipzig Stadt-Land, lesbenpolitische Gruppen, Feministische Gruppen und Migrantinnen verschiedener Sprachräume.

Die Frauenkultur Leipzig gründete sich im Jahr 1990 und etablierte sich zu einem weit über die regionalen Grenzen hinaus bekanntem Ort für weibliche Kunst und Kultur. Alle die neugierig geworden sind, einfach mal vorbei schauen oder unter www.frauenkultur-leipzig.de.

Für die Förderung des Projektes „Mutter sorg' dich nicht. Hier ist alles in Ordnung." möchten wir uns ganz herzlich bedanken. Ohne diese Förderung hätte das Gesamt-Projekt nicht realisiert werden können.

Impressum
V.i.S.d.P: Frauenkultur e.V. Leipzig
04277 Leipzig, Windscheidstr. 51, Telefon/Fax: 0341 - 21 300 30
hallo@frauenkultur-leipzig.de, www.frauenkultur-leipzig.de

Redaktion: Hsiu-Yün Cheng, Christine Rietzke
Transkription: Susanne Hänel, Lektorat: Miriam Becker
Fotos: Sigrid Schmidt
Fotos 2009: Christine Rietzke, Seite 50: Luise Schönwald
Layout, Umschlag-Gestaltung: Renate Reitz-Schiwek

Leipzig, 10-2009

Zweite Auflage | 11 -2021
Gefördert durch das Kulturamt
der Stadt Leipzig

Stadt Leipzig
Kulturamt

Frauenkultur e.V. Leipzig
www.frauenkultur-leipzig.de